Nebraer Anzeiger
für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 87. Nebra, Sonnabend, 31. Oktober 1914. 27. Jahrgang.

Rußland sucht Meuchelmörder.

Die russische Heeresleitung hat diesen Krieg, in dem sie angeblich die Welt des Germanentums von der Barbarei des Militarismus erlösen und ihr die reine, unverfälschte moskowitische Kultur bringen will, mit einer bezeichnenden Note ausgestattet: sie hat aus dem ritterlichen Waffengang, den ja ein Krieg immerhin noch darstellen soll, ein meuchelmörderisches Buschkleppertum gemacht, indem sie auf einen österreichischen Truppenführer, den man ihr tot oder lebendig bringt, den Preis von 80 000 Rubel setzt. Das Zarentum sucht Meuchelmörder.

Wenn noch hier und da ein leiser Zweifel bestand, daß Rußland mit seiner ganzen Macht, daß das europäische heilige Zarenreich mit seinem ganzen Einfluß hinter der serbischen Regierung stand, als diese die Meuchelmörder von Serajewo gewann, so liefert dieser Aufruf der russischen Heeresleitung den unumstößlichen Beweis. Als in den letzten Julitagen Österreichs Note in Belgrad überreicht wurde, konnte jedermann zwischen den Zeilen lesen, daß man in Wien Beweise für die Mitschuld der serbischen Regierung in Händen habe: jetzt gibt Rußland vor aller Welt zu, daß ihm der Meuchelmord für die Zwecke der Politik und des Machtzuwachses durchaus nichts Fremdes und Ungewöhnliches ist.

80 000 Rubel! Ein armer Schächer, dem das Blinken des Silbers den Sinn verwirrt, soll hingehen und hinterlistig einen österreichischen Heerführer gefangennehmen, und da das nicht so einfach ist, soll er ihn ermorden. Mit dem Handtuch erwürgen, ihm hinterrücks eine Kugel in den Kopf schießen, oder ihm pulverisiertes Glas in den Morgenkaffee schütten. Das sind wohl so die gebräuchlichen Mittelchen gewesen, mit denen man bisher am Zarenhofe zu „arbeiten" pflegte, wenn es galt, einen Widersacher aus dem Wege zu räumen. Bisher aber übte man die schaudervolle Kunst nur in Petersburg oder in Schlüsselburg. Jetzt aber soll sie auch in Österreich wirksam werden.

Von den französischen Millionen nimmt man 80 000 Rubel, um einen Meuchelmörder zu bezahlen. Echt russisch. Man fühlt, daß das Genie eines Dankl, Auffenberg und vieler anderer mehr wert ist als die blöden stumpfen Massen, die man aus Sibirien, Kaukasien und Turkestan gegen sie heranführen kann. Man fühlt, daß man sie mit der Waffe in der Hand, Mann gegen Mann nicht überwinden kann: also müssen sie aus dem Wege geräumt werden. Der Meuchelmord soll an die Stelle des ehrlichen Kampfes treten, und der Henkersknecht, der die Hand im Dunkel gegen den Feldherrn erhebt, soll mit 80 000 Rubel in Silber abgefunden werden.

Man kann in diesem Kriege über Maßnahmen unserer Feinde kaum noch erstaunen. Im napoleonischen Frankreich hat man einst, als Kaiser Paul von Rußland mit der Leibbinde eines Offiziers erdrosselt wurde, rund heraus erklärt, daß mit einem Lande, in dem der Meuchelmord selbst um den Thron üblich sei, keine Gemeinschaft möglich sei, und heute reibt man die Hände, daß Väterchen den letzten Rest europäischen Gewissens abgestreift und sich auf die Sitten der Urväter besonnen hat: das Mongolentum jagt vernichtend über Europas Gefilde, und England und Frankreich klatschen Beifall.

Ja, sie sind einander würdig, die Bundesgenossen! Frankreich, dessen geistvoller ehemaliger Ministerpräsident Clemenceau sich gegen die Schonung der gefangenen Verwundeten erklärt, Herr Asquith, Englands Ministerpräsident, der den Krieg gegen wehrlose Deutsche in England führt und Großfürst Nikola, der einen Preis von 80 000 Rubel auf den Kopf seines Gegners setzt. Und diese von dem Dunst des durch ihre Schuld vergossenen Blutes verrohten Dreiverbandsgenossen träumen davon, zwei Länder mit 120 Millionen Menschen, deren Geister und Seelen im Siegeswillen harmonisch zusammenklingen, wirtschaftlich und militärisch zu zerschmettern. Sie vergessen, daß der Geist, der in diesen 120 Millionen lebt, sich nicht meucheln läßt und daß einem Ermordeten, der den 80 000 Rubeln zum Opfer fällt, tausend Rächer erstehen. M. A. D.

* * *

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die Tätigkeit des Kreuzers „Emden".

Das Gerücht, daß der Kreuzer „Emden" einen großen japanischen Handelsdampfer versenkt habe, bestätigt sich. Die Gesellschaft, der der Dampfer gehört, hat alle Fahrten im Indischen Ozean eingestellt.

— Kaiser Wilhelm verfügte die Freilassung von vielen jüdischen Gefangenen und ihre Entsendung in ihre russische von den Deutschen besetzte Heimat.

— Nach italienischen Blättern sind von den 1000 Italienern, die sich in Frankreich in die italienische Legion einreihen ließen, aus der Feuerlinie nur acht zurückgekehrt.

*

Portugiesische Minister gegen den Krieg.

Nach Meldungen aus Madrid hat sowohl der Kriegsminister, wie der Minister des Innern dem Präsidenten der portugiesischen Republik die Entlassung angeboten, falls dieser darauf bestehe, daß Portugal im Gefolge Englands sich am Kriege beteilige.

— Aus London wird berichtet, daß die Chinesen England zu verlassen beginnen. Ein amerikanischer Dampfer, der vorige Woche von Liverpool abging, hatte als Passagiere 280 wehrpflichtige Chinesen an Bord, die in ihre Heimat befördert werden sollen.

Wandlung in Amerika.

In den ersten Kriegswochen haben wir es nicht immer leicht gehabt, um im Auslande die Lügen unserer Feinde richtig zu stellen. Jetzt aber kommt die Wahrheit allüberall sieghaft zum Durchbruch. Vor allem auch in Amerika, wo die Stimmung, die recht deutschfeindlich war, sich jetzt langsam gewandelt hat. Dazu hat der frühere amerikanische Arbeitsminister Charles Nagel, der bei seiner Heimkehr bedeutsame Mitteilungen gemacht hat, wesentlich beigetragen. Er hatte, wie die ‚Nordd. Allgem. Ztg.' berichtet, Paris am 26. Juli verlassen und war über Kissingen nach München gereist, das er am 31. Juli erreichte. Nachdem sich die Aufregung, die der Kriegserklärung folgte, gelegt hatte, brachte er seine Familie nach der Schweiz und kehrte dann nach Deutschland zurück. Nach einer Weile holte er seine Familie wieder und unternahm eine Autotour durch das Deutsche Reich.

„Das Gerede, Deutschland befinde sich in finanziellen Nöten, ist Unsinn," erklärt jetzt Herr Nagel. „Die Züge verkehren fahrplanmäßig, die Läden, Restaurants und Theater sind offen, die Straßen werden so sauber gehalten wie die unseren. Aber das alles sind ja Äußerlichkeiten. Wovon ich reden will, ist etwas ganz anderes. Schimpf und Schande über diejenige amerikanische Presse, die gegen ihr besseres Wissen Deutschland verleumdet hat. Deutschland wollte keinen Krieg; aber gnade Gott denen, die ihn gewollt haben: Deutschland wird mit ihnen fertig.

Ich habe niemals etwas Großartigeres gesehen wie die deutsche Mobilmachung," fuhr Herr Nagel fort. „Sie haben hier hüben keine Idee davon, was das deutsche Volk fühlt. Jawohl, das deutsche Volk, reden Sie doch hier nicht von Militarismus oder Autokratie, gehen Sie nach drüben und sehen Sie sich das deutsche Volk an; ich wünschte, wir hätten eine derartige Demokratie hier. Es ist nicht zu schildern! Die Worte fehlen, die Begeisterung zu beschreiben, die im deutschen Volk herrscht, und seit den fünf Monaten, die meine Familie und ich in Deutschland gewesen sind, kann ich mal richtig wieder sagen, daß ich mich stolz meiner deutschen Abkunft erinnert habe. Drucken Sie hier, was Sie wollen, zuguterletzt kommt die Wahrheit doch an den Tag, und die ist, daß Deutschland bis jetzt sich nicht darauf verlassen hat, Lügen zu erzählen.

Nein, ich beantworte Ihre Frage nicht! Gott sei es geklagt, daß Sie, ein Amerikaner, an mich, ebenfalls Amerikaner, die Frage richten können, ob nicht deutsche Soldaten Grausamkeiten begangen hätten! Wenn Sie wüßten, wie ich es weiß, welche Disziplin in der deutschen Armee herrscht, wenn Sie drüben gewesen wären, wie ich es mit Frau und Kindern war, und hätten die Ordnung im öffentlichen Verkehr und überall gesehen, würden Sie nicht fragen.

Ich weise es als eine Schmach zurück, daß deutschen Soldaten Grausamkeiten, die nicht mit dem Kriege zusammenhängen, nachgesagt werden, und ich habe sechs Wochen meiner Zeit dafür geopfert, angeblichen Schandtaten der Deutschen nachzuspüren."

Und ein anderer einwandfreier Zeuge, der ehemalige Generalkonsul in Paris Elwood Welden, erklärte einem Zeitungsmenschen: „Fragen Sie mich nicht um mein Urteil, wer schuld an diesem schrecklichen Morden hat. Nein, nein, wenn Sie es wissen wollen, Deutschland ist es nicht, Deutschland hat alles getan, um dieses noch nie dagewesene Blutvergießen zu vermeiden, und die englandfreundliche Presse Amerikas sollte sich schämen, das Gegenteil zu verbreiten. Sie haben ja hier auch gar keine Ahnung davon, wie es in Deutschland aussieht. Denken Sie sich, ein Achtel an Größenfläche der Ver. Staaten und etwa die Hälfte der Bevölkerungszahl, und nun hören Sie und schreiben Sie es richtig: 2 500 000 Freiwillige, die nicht angenommen werden, weil vorläufig für sie kein Platz vorhanden ist! Macht's nach, aber von jetzt an singe ich mit, wenn es heißt: Deutschland, Deutschland über alles."

Unfertige Festungen.

(Vom russischen Schlendrian.)

Außer den russischen Festungen, die jetzt den deutschen Ansturm aushalten sollen, gibt es noch eine Reihe russischer Festungswerke gegen Deutschland, die nicht fertig wurden. Der Krieg kam und verhinderte die Arbeiten. Im November 1913 fuhr der russische Ministerpräsident Kokowzew nach Paris, um die Verhandlungen Frankreichs mit Rußland wegen der Verstärkung der „strategischen Positionen" an der russischen Westgrenze zum Abschluß zu bringen. Es handelte sich um die bekannten Verhandlungen, die von dem französischen Generalstabschef Joffre gepflogen wurden. Es sollten auf den Wunsch Frankreichs die strategischen Positionen Rußlands an der Westgrenze einen beträchtlichen Ausbau erfahren, damit Rußland im Falle eines Krieges Deutschlands mit Frankreich ein kräftiger Bundesgenosse Frankreichs werde.

Die Abmachungen Joffres mit der russischen Regierung, die durch Kokowzew den Abschluß erhielten, betrafen nun nicht nur die strategischen Bahnen, sondern auch den Ausbau der Festungen und Forts. In erster Reihe kam ein Ausbau der Festung Warschau im modernen Sinne in Betracht. In zweiter Linie sollten die Forts um Wilna und Wittobsk, sowie die in Betracht kommenden Garnisonen verstärkt und ausgebaut werden. Ferner ist Rußland seit einiger Zeit eifrig am Werk, an der Ostsee umfangreiche und starke Befestigungen anzulegen. Von Reval bis hinauf zu den südwestlich von Helsingfors liegenden Klippen sollten am Finnischen Meerbusen große Küstenbefestigungsanlagen mit sehr starker Bewaffnung errichtet werden. Der Zweck dieser Anlagen ist naturgemäß die Sperrung der Einfahrt nach Kronstadt und St. Petersburg. Im Süden sollten die Befestigungen etwa eine halbe Meile östlich von Reval beginnen und im Norden bei den Klippen im Südwesten von Helsingfors oder beim alten Sveaborg endigen.

Im wesentlichen handelt es sich um zwei große Befestigungen, die eine im Süden, die andere im Norden. Besonders die südliche Anlage bei Reval sollte stark ausgebaut werden. Es war vorgesehen, sie mit zwanzig Stück Küstenkanonen von 30,5 Kaliber und mit vierzig Stück Haubitzen von 20 Zentimeter auszurüsten oder mit 40 Küstenkanonen von 25 Zentimeter und mit 70 Schnellfeuergeschützen von kleinem Kaliber. Die größten Kaliber sollten in Panzertürmen aufgestellt werden. Bei der Wahl der Stelle zur Anlage der Befestigung kam vor allem die Bedingung in Frage, daß eine vorzügliche Beherrschung des Fahrwassers zwischen den finnischen Schären ermöglicht werden mußte. Diese Bedingung wäre von den neuen Befestigungen aus sehr gut erfüllt worden. Zur Bekämpfung feindlicher Schlachtschiffe sind in dem Armierungsplan je acht Kanonen als Hauptarmierung vorgesehen, die bestimmt sind, den Angriff aufzunehmen, wenn der Feind außerhalb des Bereiches der Haubitzen Aufstellung nimmt.

Interessant ist die Tatsache, daß für die Haubitzen ein so kleines Kaliber von 20 Zentimeter gewählt wurde, statt 24 und 28 Zentimeter. Dadurch ist die Reichweite der Befestigungsartillerie stark herabgesetzt. Die russische Haubitze mit 20 Zentimeter Kaliber hat eine höchste Schußweite von 8 Kilometern. Aber alle diese Pläne, die von Frankreich gutgeheißen wurden, stehen nur auf dem Papier. Es sind Festungen und Festungswerke, die nicht fertig wurden . . ., und mit Unmut schreiben Pariser Blätter, daß der russische Schlendrian sein Schuldkonto wieder einmal belastet habe.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Im Reichstagswahlkreise Heidelberg-Moosbach-Eberbach wurde an Stelle des Reichstagsabgeordneten Beck, der eine Wiederwahl abgelehnt hatte, der nationalliberale Landgerichtsdirektor Dr. Obkircher aus Karlsruhe in den Reichstag gewählt. Gegenkandidaten waren nicht aufgestellt worden.

Österreich-Ungarn.

* Das Budapester ‚Amtsblatt' veröffentlicht ein königliches Handschreiben an den Ministerpräsidenten Grafen Tisza, durch das die Regierung beauftragt wird, der durch die nunmehr abgeschlagenen feindlichen Angriffe verursachten Schädigung der Bewohnerschaft von Nordostungarn und Slawonien ihre besondere Sorgfalt zuzuwenden und Maßregeln zu treffen, damit die Bewohnerschaft in den Stand gesetzt werde, ihre wirtschaftliche Tätigkeit wieder aufzunehmen und den erlittenen Schaden wettzumachen.

Frankreich.

* Einer der Kriegsberichterstatter der Londoner ‚Times' meldet, daß es jetzt nur noch eine Frage der Zeit sei, bis die französische Armee in Uniformen einer neuen Farbe gekleidet sein wird. Die Wahl dieser Farbe ist nicht durch den Krieg entschieden worden, sondern war schon Monate vorher beschlossen, doch mußte erst das alte Material aufgebraucht werden. In Zukunft werden wir den französischen Soldaten in einer blaugrünen Uniform sehen, aus blauem Stoff bestehend, mit weißen und roten Fäden durchwebt. Von der neuen Uniform wird gesagt, daß sie noch unsichtbarer sei als die englische Khakiuniform.

Italien.

* Auf eine zugunsten der in Frankreich kriegsgefangenen Priester an den Papst gerichtete Bitte erfolgte aus dem Vatikan folgende Antwort des Papstes: „Ich bedaure sehr, keine Schritte unternehmen zu können, da zwischen dem Heiligen Stuhl und der französischen Republik alle Beziehungen abgebrochen sind."

Belgien.

* Auf Grund eines mit der deutschen Zivilverwaltung Belgiens hergestellten Einvernehmens wird das Handelsministerium in Wien einen Delegierten nach Brüssel und Antwerpen zu dem Zweck entsenden, die österreichischen Interessen in Belgien wahrzunehmen und insbesondere jene Waren sicherzustellen, welche für österreichische Rechnung dort lagern, sei es, daß es sich um Exportwaren oder um überseeische Rohstoffbezüge handelt.

Norwegen.

* Nach ‚Morgens Handels- und Sjoefartstidende' hat England die Ausfuhr norwegischen Walfischtrans aus seinen südafrikanischen Kolonien nach Norwegen verboten. Da die norwegischen Walfischstationen zu zwei Dritteln auf englischem Gebiete liegen, müsse der Erlaß alarmierend wirken.

Balkanstaaten.

* Wie aus Strumitza gemeldet wird, ist der bulgarische Abgeordnete Georgiew, ein Mitglied der demokratischen Partei in der Sobranje, unweit Strumitza von unbekannten Tätern erschossen worden. Der Präfekt von Strumitza teilt mit, daß eine neue hundert Mann starke serbische Bande im Distrikt von Radovischte erschienen sei und dort plündere und die Bevölkerung in Schrecken setze.

Ägypten.

* Das ägyptische Blatt ‚Elharam' meldet, daß die Engländer einen Studenten der großen muselmanischen Universität Azhar in Kairo verhaftet hätten. Die hieran angeschlossene Untersuchung habe ergeben, daß Professoren der Universität und Scheiks der gleichnamigen Moschee einen Aufstand in Ägypten vorbereiteten. Die Engländer hätten die entsprechenden Maßnahmen getroffen. — Ein anderes ägyptisches Blatt meldet, daß die Regierung des Sudan gegen den Bakim von Darfour, der sich verdächtige Umtriebe gegen die Engländer hatte zuschulden kommen lassen, ein Heer entsandt hätte.

Asien.

* Die Pforte erhielt folgende Nachrichten: Afghanistan und Belutschistan haben ihre Streitigkeiten miteinander aufgegeben und ein Bündnis abgeschlossen. In Persien wurde ein besonders angesehener mohammedanischer Priester von den Russen ermordet. Das blutige Hemd des Priesters wurde nun vom Volk auf einem Bajonett als Fahne befestigt, und mit diesem blutigen Zeichen zog eine Schar nach der Hauptstadt Afghanistans und demonstrierte vor dem Palast des Emirs, bis dieser heraustrat und versprach, sich mit seinem Volk an den Russen und Engländern zu rächen.

* Wie dem russischen Blatte ‚Rjetsch' aus Irkutsk gemeldet wird, teilte die japanische Regierung dem Präsidenten von China Juanschikai mit, daß, falls revolutionäre Wirren in Schantung ausbrächen, die japanischen Truppen sie unterdrücken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0001

würden. Die Spannung zwischen den chinesischen und japanischen Truppen hat den höchsten Grad erreicht. — Wenn ein russisches Blatt derartige Mitteilungen macht, kann man wohl annehmen, daß man nächstdem von Zusammenstößen zwischen japanischen und chinesischen Truppen hören wird.

Der Kanal und der Krieg.

Die Eröffnung des Ems-Weser-Leine-Kanals.

Hannover, Ende Oktober.

Am 1. November 1914 wird das große westliche Stück des (Rhein-) Ems-Weser-Leine-Kanals dem Verkehr übergeben werden, während das (vorläufige) Schlußstück von der Weser zur Leine bei Hannover wohl etwa ein Jahr später betriebsfertig sein wird. Welche Bedeutung hätte dieser ganze Kanal in den gegenwärtigen Kriegszeiten gehabt, wenn er schon zur Mobilmachung hätte benutzt werden können! Der Kriegsausbruch hatte den deutschen Eisenbahnen eine Riesenaufgabe geboten, die zwar von unserer Eisenbahnverwaltung glänzend gelöst wurde, immerhin aber eine gewaltige Belastung darstellte. In solchen Zeiten erkennt man erst so recht den Wert künstlicher Wasserstraßen. Die Mobilmachung ist vorüber, immer aber noch stehen die Eisenbahnen zur Verfügung der Militärbehörde, die Fahrpläne, sowohl für Personen- wie für Güterverkehr, können noch nicht so gestaltet werden wie in Friedenszeiten, was zur Folge hat, daß der Eisenbahngüterverkehr sich nicht in normalen Verhältnissen abwickeln kann. Der Handel, durch den Krieg an und für sich geschwächt, leidet darunter, es fehlt vor allem an bedeckten Güterwagen, die noch immer in erster Linie den Zwecken der Landesverteidigung dienen müssen. Welch ein Segen wäre es gewesen, wenn in diesen Zeiten schon eine große ganz Deutschland von Westen nach Osten durchquerende Wasserstraße vorhanden gewesen wäre! Getreide, Mehl, Steinkohlen und ähnliche Massengüter, die in diesen Kriegszeiten einen erhöhten Wert besitzen, hätten dann leicht, bequem und sicher auf einem derartigen Kanal befördert werden können, unserer ganzen deutschen Volkswirtschaft zum Nutzen.

Aber immerhin, wir dürfen uns freuen, daß der wichtigen Wasserstraße westliches Stück nunmehr doch fertig geworden ist, das Stück von der Ems mit dem Dortmund-Ems-Kanal bis zur Weser bei Minden i. Westf. Auf diese Weise ist wenigstens die direkte Wasserverbindung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes mit der Weser (weserabwärts bis Bremen) hergestellt worden. Bei Minden befinden sich die schon öfters in den Zeitungen beschriebenen mächtigen Kanalwerke, das große Hebewerk (Schachtschleuse mit Sparkammern), das den im Maximum 14½ Meter betragenden Abstieg vom Kanal zur Weser vermittelt, das große elektrisch betriebene Pumpwerk, das zur Speisung des Kanals mit Wasser dient und seine Betriebskraft etwa 70 Kilometer weit von einer unterhalb an der Weser belegenen großartigen Überlandzentrale bezieht, und schließlich die imposante Kanalbrücke über die Weser, ein Aquädukt, wie er in diesen Abmessungen, in dieser technischen Vollkommenheit in Deutschland seinesgleichen nicht hat. Hier bei Minden wird der Kanal nun vorläufig enden. Aber nicht lange mehr, denn man arbeitet mit Hochdruck, trotz des Krieges, an der Vollendung des noch recht großen Stückes von Minden bis Hannover-Misburg. Hannover und seine betriebsame Vorstadt Linden werden besonders in den Häfen, im Leineabstieg und der Schleuse zum Lindener Hafen bedeutende Kanalbauwerke erhalten, die jetzt schon nahezu fertig sind. Unter militärischer Bewachung arbeiten u. a. viele Russen am Kanalbett, die zahlreichen Brücken für Eisenbahnen und Landstraßen sind fertig. In einer zweiten Kanalbrücke, die allerdings nicht so imposant wie die Mindener ist, wird die Wasserstraße über den Leinefluß geführt, und der Endhafen, der für die Industrie Hannovers und Lindens und für den Umschlagsverkehr wichtig ist, wird etwa 7 Kilometer östlich von Hannover, bei dem durch seine Zementindustrie bekannten kleinen Orte Misburg angelegt werden. So dürfen wir hoffen, daß der ganze Kanal, vom Rhein bis zur Leine, im nächsten Jahre fertig sein wird, und wir wollen weiter hoffen, daß dann auch dieser Weltkrieg beendet sein wird.

Die Belgier in Holland.

Das gastliche Holland hat sich mit der Aufnahme der Flüchtlinge aus Antwerpen eine schwere Bürde aufgeladen, die zu tragen für das kleine Land nicht leicht ist, und doch sind die Holländer bemüht, nicht nur die Not zu lindern, sondern den Aufenthalt der Geflohenen nach Möglichkeit erträglich zu machen. Ein Mitarbeiter des ‚Telegraaf' schildert ein solches Flüchtlingsheim, das in der Amsterdamer Diamantenbörse eingerichtet ist.

„170 Belgier," so schreibt er, „schlafen in den Bureaus der Börse. Abends versammeln sie sich in dem großen Börsensaal, wo Musik und Gesang das Leid zu lindern suchen. In vielen Schlafkammern stehen Holzpritschen vom Roten Kreuz, in anderen wieder konnte nur Stroh aus der Kavalleriekaserne hingestreut werden. Morgens versammelten sich die Leute im großen Saale. Sie waren gut gekleidet und sahen gesund aus. Unter den einquartierten Flüchtlingen befand sich merkwürdigerweise sogar — ein weißer Hund, der fortwährend von seinem Herrn geliebkost wurde. Als man den gemütlichen Belgier fragte, warum er das Tierchen eigentlich mitgenommen habe, antwortete er: „O, ich habe ja auch meine Schwiegermutter mitgenommen, warum sollte ich dann dies Vieh zu Hause lassen?"

In der Küche werden große Kessel voll Bohnen gekocht, während das Brot kiloweise herbeigeschafft wird. In den Bündeln der ankommenden Flüchtlinge kommen öfters große „Kramieken" (runde Bauernbrote) zum Vorschein. Befragt man die Leute darüber, so erfährt man, daß dies aus Vorsorge geschehen war, weil die armen Kerle nämlich befürchteten, die Holländer verständen solche Brote nicht zu backen.

An einem Tage waren die Flüchtlinge im Zoologischen Garten eingeladen. Der Elefantenwärter ließ sein Tier allerhand Kunststücke vorführen. Schließlich hielt der Elefant seinen Rüssel mit einer Geldbüchse aus dem Käfig. Diese Kollekte brachte seitens des umstehenden Publikums ein nettes Sümmchen ein, das der Aufseher aus der Büchse nahm und zwischen den belgischen Kindern verteilte. So sorgen hier selbst die Elefanten für die Flüchtlinge! Darauf ging es wieder zurück. Voran marschierten die belgischen Maschinisten und Heizer, die das Amt übernommen hatten, den Zug zu ordnen."

Von Nah und fern.

Rückkehr 20 000 Deutscher aus Frankreich. Der Reichskanzler hat dem Zentralausschuß des Roten Kreuzes mitgeteilt, daß etwa 20 000 deutsche Reichsangehörige, meist Frauen und Kinder, aber auch Männer unter 16 und über 45 Jahren die Rückwanderungserlaubnis aus Frankreich erhalten haben und demnächst in einer badischen Grenzstadt eintreffen werden.

Sieben Söhne im Felde. Eine Kriegerfamilie ist die des Zollrats Köhler, Neukölln. Nicht weniger als sieben Söhne des Rats stehen vorm Feinde. Der älteste hat als Stabsarzt bei den Ulanen die Schlachten in Ostpreußen und bei Suwalki mitgemacht; der zweite, Regierungsassessor und Bezirksamtmann z. S. d. Res., ist in Ponape (Südsee-Inseln), seit vier Monaten fehlt von dort, wo sich bekanntlich inzwischen die Japaner eingenistet haben, jede Nachricht. In der Schlacht von Tannenberg wurde der dritte verwundet, und ein anderer ist als Oberapotheker der Reserve in Polen tätig. Zwei weitere kämpfen als Leutnant und Fahnenjunker bei der Fußartillerie, und der siebente ficht im Westen als Kriegsfreiwilliger.

Das Eiserne Kreuz von der Frau überreicht. Eine freudige Überraschung erlebte der als schwer verwundet zurückkehrende Vizefeldwebel Wilhelm Sanders aus Greiz. Bei seiner Ankunft auf dem dortigen Hauptbahnhofe empfing ihn seine Frau mit einem prächtigen Blumenstrauß und — dem Eisernen Kreuz. Der Krieger hatte keine Ahnung davon, daß ihm diese ehrenvolle Auszeichnung zugedacht worden sei. Das Kreuz war, da man wußte, daß Sanders zu seiner Genesung nach der Heimat fuhr, inzwischen seiner Frau zugestellt worden.

Der neue Wein. Die Weinlese in Württemberg hat ergeben, daß der Neue die gehegten Erwartungen nur in den wenigsten Weingegenden erfüllen wird. Trotzdem war die Nachfrage fast überall sehr lebhaft, und das meiste wurde, wie dies seit Jahren in Württemberg die Regel ist, sofort unter der Kelter verkauft oder auf den Mittelpreis verstellt. Die Preise schwanken in den bekanntesten württembergischen Weinorten zwischen 70 und 112 Mark pro Hektoliter.

Ein jugendlicher Held. Bei einem dieser Tage durch Mülheim a. Ruhr durchlaufenden Verwundetentransport befand sich auch ein 14½ Jahre alter Knabe, der mit dem Eisernen Kreuz geschmückt war. Der brave Junge, der unseren Truppen durch Wasserholen, Munitionsschleppen und wichtige Botengänge hervorragende Dienste geleistet hatte, stammt aus Berlin. Der kleine Held hatte einen Armschuß erhalten.

Auf eine Mine gestoßen. Der mit 2500 Flüchtlingen von Boulogne abgegangene Dampfer „Admiral Ganteaume" ist auf eine Mine gestoßen. An Bord entstand eine Panik. Dreißig Personen ertranken bei der Überführung der Passagiere auf den englischen Kanaldampfer „Queen". Die Überlebenden wurden nach Folkestone und von dort nach London gebracht.

Wiederaufnahme der Antwerpener Flußschiffahrt. Die im Antwerpener Hafen versenkten Schiffe sind so weit gehoben, daß die Flußschiffahrt wieder möglich ist. Die Abtransportierung von Waren ist aber noch untersagt, bis die Aufnahme der Bestände durch eine Kommission erfolgt ist. Die Lage in Antwerpen ist ruhig.

Wie die „Hawke" sank.

Berichte englischer Blätter.

Die wenigen Überlebenden des durch einen deutschen Torpedoschuß gesunkenen englischen Kreuzers „Hawke" haben nach ihrer Ankunft in Aberdeen ausführliche Schilderungen von ihren Erlebnissen gegeben. „Obwohl es Vormittag war," erzählte einer, „so lagen doch viele, die eben erst von der Wache gekommen waren, in ihren Kajüten und wurden durch die furchtbare Explosion und die Erschütterung des Schiffes, das sich sofort auf die Seite legte, aus dem Schlaf aufgeschreckt. Sie eilten zu ihren Kameraden an Deck, und nun wurde der Versuch unternommen, die Boote und eine Anzahl von Flößen, die der Kreuzer trug, flott zu machen. Aber fast alle Boote waren unbrauchbar geworden, und sie gingen sogleich unter, als sie das Wasser berührten. Jede Minute vermehrte die Gefahr.

Das Schiff sank mit einer erschreckenden Schnelligkeit, man arbeitete fieberhaft mit der Kraft der letzten Verzweiflung, aber alle Anstrengungen waren vergeblich: sie mußten an Bord den Tod erwarten. Der Schrei erscholl: „Jeder Mann für sich selbst," und von diesem Augenblick an suchte sich jeder zu retten, so gut er konnte. Die Offiziere standen bis zuletzt auf dem Schiff, beruhigten die Leute und halfen ihnen sogar. Keiner von ihnen ist gerettet worden. Nur vier Minuten, vier furchtbare, von einer Welt von Gefühlen erfüllte Minuten vergingen von dem Augenblick an, da die „Hawke" getroffen wurde, bis zu dem letzten krampfhaften Sichaufbäumen, nach dem das Schiff in den Wogen versank. Dann folgten grausige Szenen.

Hunderte von Schiffbrüchigen kämpften in den kalten Wassern mit den Wogen. Viele hatten Schwimmgürtel um, aber auch sie gaben erschöpft den Kampf auf und gingen unter." Von diesen tragischen Augenblicken berichtet ein anderer: „Die entsetzlichsten Dinge spielten sich ab, nachdem wir über Bord gegangen waren. Es war ein furchtbares Bild: manche bluteten über und über, Gesichter in Todesangst tauchten hier und da aus den Wellen empor, Hilfeschreie gellten von überall, und die wenigen Flöße waren überfüllt. Das gab einen Anblick, den ich in meinem Leben nie wieder vergessen werde. Als ich aus dem bitterkalten nassen Wellengrab wieder auftauchte, da sah ich zunächst nichts als eine hohe Wand von Qualm und Nebel. Die „Hawke" war verschwunden, und um mich her gab es Hunderte von rudernden Armen, von hilfesuchenden Händen, von schreienden, stöhnenden Menschen. Es gelang mir, in ein Boot zu kommen, in das wir noch mehrere aufnahmen."

Unter den Geretteten befand sich ein Matrose, der den Untergang eines Kreuzers durch ein deutsches Torpedo bereits zum zweiten Male mitmachte. Er war vorher auf dem Kreuzer „Hogue" gewesen, hatte sich nach dessen Untergang mehrere Stunden im Wasser gehalten, war dann gerettet und nach Chatham gebracht worden. Von dort kam er sofort auf die „Hawke", so daß er innerhalb von einem Monat die Zerstörung zweier Kreuzer durch Unterseeboote miterlebte.

Die Beschießung Antwerpens.

Von einem Augenzeugen.

Der englische Schriftsteller Jones, der vor einigen Tagen aus Belgien nach London heimgekehrt ist, veröffentlicht jetzt seine Erlebnisse in Antwerpen. Er hat dort die Tage der Beschießung mitgemacht und zwar befand er sich während der ersten 24 Stunden des Bombardements auf dem Dach der Kathedrale. Er schreibt darüber:

Der ganze südliche Teil Antwerpens leuchtete in grellem Feuerschein; die Flammen loderten aus den Straßen bis zu einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß empor. Es war eine Szene des Schreckens und Grauens, die das Blut erstarren machte; aber sie gewann an Erhabenheit dadurch, daß der Beschauer hoch über allem einzelnen Leid seinen Blick auf das Ganze richten konnte. Dann wandte er sein Fernglas nach einer andern Richtung, und da sah er in einiger Entfernung die angreifenden deutschen Kräfte rastlos einstürmen auf die Stadt und immer näher herankommen in einer dunkeln drohenden Masse. In diesem Augenblick schien ihm die Front des Feindes nicht mehr weiter als sechs Kilometer von Antwerpen entfernt.

Plötzlich loderten auf der gegenüberliegenden Seite der Schelde Flammengarben empor; die großen Petroleumtanks brannten, die durch vier Bomben einer deutschen Taube entzündet worden waren. Dicker schwerer Rauch stieg immer höher und erfüllte die Luft bis zu 200 Fuß Höhe. So wogte von allen Seiten Feuer und Flammen und von Petroleumgeruch erfüllter Rauch. Es war wie ein Blick in die Tiefen der Hölle, die nun ringsumher zu grausiger Wirklichkeit aufwuchs. Von Zeit zu Zeit leckten große Feuerzungen aus den Tanks; dann sprangen die Flammen hastig auf andere Tanks über, und weiter, weiter rollten die Glutwogen, wie ein unendlicher Ozean des Feuers, der bis in den Horizont hinein brandet. Nachdem er einige Zeit dieses Panorama betrachtet hatte, stieg Jones herunter und irrte durch die Straßen der Stadt, die fast völlig verödet schienen.

Es wurde kein Versuch unternommen, das Feuer zu löschen, das an den verschiedensten Stellen ausbrach. Es war kein Wasser mehr da, um dem verheerenden Element wirksam zu begegnen, denn das Reservoir 15 Kilometer außerhalb der Stadt war bereits zwei Tage vorher abgeschnitten worden. Granaten auf Granaten explodierten bis zu fünf in einer Minute. Die furchtbarsten Szenen wilder Verzweiflung spielten sich ab.

In dem grellen Flackerschein der Flammen, in dem wilden Blitzen des Granatregens bot dies beschossene Antwerpen, umkrochen von vorüberhuschenden nächtigen Schatten, einen phantastischen, fast unirdischen Anblick. Je weiter man sich von den lodernden Feuersbrünsten entfernte, desto mehr wuchs das Dunkel, denn die Stadt lag sonst in völliger Finsternis; die Beleuchtung boten die Riesenfackeln der brennenden Häuser. Alles hatte sich in die Keller geflüchtet, denn jeder Schritt auf der Oberfläche der Erde war lebensgefährlich, so dicht schwirrten, surrten und sausten die Granaten . . .

Volkswirtschaftliches.

Höchstpreise für Kartoffeln. Auf Verfügung der hessischen Regierung haben alle Kreisämter

Doch glücklich geworden.

21] Roman von **Otto Elster**.

Fortsetzung.

Da hatte sich Trude ein Herz gefaßt und war früh am Morgen, als ihr Mann noch im festen Schlaf der Trunkenheit ruhte, fortgefahren, um die Hilfe ihres Vaters anzurufen.

Ihres Vaters Faust schlug schwer auf den Tisch, daß die Gläser klirrten; sein Gesicht nahm die Purpurfarbe des Zornes an und seine sonst schläfrigen Augen blitzten. Er dachte nicht daran, daß die Ehe seiner Tochter nur ein Abbild seiner eigenen Ehe war, daß Trude jetzt fast dasselbe Schicksal wie ihre Mutter erlebte, wenn man ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, daß er in den ersten Jahren seiner Ehe seine Frau wirklich geliebt und später doch stets eine gewisse scheue Ehrfurcht vor ihr gehabt; er dachte nicht daran, daß auch seine Hand schwer auf Trude geruht, er dachte nur an die Beleidigung, die ihm zugleich mit seiner Tochter zugefügt war. Und das versetzte ihn in rasenden Zorn.

„Weshalb hast du mir das nicht schon früher gesagt?" stieß er wütend hervor. „Ich hätte den Burschen schon längst davongejagt."

„Ich glaubte, ihn bessern zu können."

„Solche Burschen bessert man nicht," polterte ihr Vater. „Die muß man mit ganz anderen und festeren Fäusten anfassen."

„Ich fürchtete den Skandal."

„Ach was! Mag der Bursche die Folgen tragen. Ich will schon mit ihm fertig werden. Du mußt dich von ihm scheiden lassen."

„Ich möchte den äußersten Schritt gern vermeiden," sagte Trude, indem sie die Augen niederschlug.

„Weshalb?"

„Weil — ich dem Kinde seinen Vater erhalten will. Was sollte ich einst dem Kinde sagen?"

„Du hast recht," sagte der Alte nach einer Weile; aber was ist da zu tun?"

„Vater," bat Trude und ergriff seine Hand, „ich wüßte einen Ausweg, der uns allen helfen würde. Du mußt mir aber nicht böse werden, wenn ich ihn dir vorschlage. Sieh, ich lebe ja auf Hammersau so einsam und bin seiner Macht allein ausgesetzt — ich habe niemanden, bei dem ich Rat, Hilfe und Schutz suchen kann und finde. Ich kann nicht stets zu dir kommen ich muß doch auch auf das Haus und die Wirtschaft achten — Vater . . ." fuhr sie stockend und errötend fort, „rufe Herbert zurück . . ."

„Bist du toll geworden!" fuhr er auf. „Das hieße den Teufel durch Beelzebub austreiben."

„Nun Vater, Herbert ist nicht so schlecht, wie du glaubst. Else Martini, die ja, wie du weißt, wieder bei Oberamtmann Krüger ist, schreibt mir viel Gutes über ihn. Er hat einen kleinen Hof gekauft und bewirtschaftet ihn in mustergültiger Weise. Er ist fleißig und tätig und kümmert sich um niemand in der Welt . . ."

„Woher hat er das Geld genommen, um den Hof zu kaufen?"

Trude errötete.

„Ich habe ihm einige tausend Taler überwiesen . . !"

„Ah — du stehst mit ihm in Verbindung?!"

„Nein — er weiß nicht, daß das Geld von mir kommt. Er glaubt, du habest ihm das Geld zugesandt. Vater, wenn er auf Hammersau wirtschaften könnte, dann hätte ich jemanden zur Seite, dem ich vertrauen könnte . . ."

„Es würde zwischen ihm und deinem Mann zu Mord und Totschlag kommen!"

„Wir würden nach Martinikenfelde ziehen . . ."

„Na, und das schöne Hammersau würdest du aufgeben?"

„Ja — es gehört ja doch Herbert . . ."

„Oho — vorläufig gehört es noch mir! Ich werde mir übrigens überlegen, was du mir gesagt hast. Vielleicht ist es gar nicht so dumm. Wenn der Junge nur Vernunft annehmen wollte!"

„Herbert wird gewiß alles tun, um dich zufrieden zu stellen."

„Hm — na, ich will es mir überlegen. Jetzt geh auf das Fremdenzimmer und leg dich nieder. Du siehst müde und matt aus, du mußt dich erholen, später sprechen wir weiter darüber."

Trude fühlte sich in der Tat wie zerschlagen; sie hielt sich kaum noch aufrecht. Gern kam sie der Aufforderung ihres Vaters nach und begab sich in das Zimmer, wo sie auf das Bett niedersank und bald in einen tiefen Schlummer fiel, in dem sie ihre Sorge, ihre Not und ihr Elend auf einige Zeit wenigstens vergaß.

Ihr Vater blieb noch längere Zeit bei der Flasche sitzen. Die Worte Trudes gingen ihm doch im Kopf herum. Sein vereinsamtes Leben hatte ihn doch öfter über die Vergangenheit nachdenken lassen und manches war ihm denn doch in einem andern Lichte erschienen als früher, wo er stets unter dem Einfluß des alten schlauen Martini gestanden hatte.

Das Schicksal seiner Tochter ging ihm doch sehr zu Herzen, und auch an Herbert mußte er denken, der sich da auf dem kleinen Bauernhofe abquälte, ohne ein Wort, eine Bitte um Hilfe an ihn zu richten, der ihn mit einem Federstrich aus aller Not und Sorge herausreißen konnte.

Der Ärger, die Wut packte ihn von neuem. Er schob nicht so sehr sich selbst die Schuld an all dem Ungemach zu, das seine Kinder betroffen, als seinem „alten Freunde" Martini, der ihn zu all den Handlungen verleitet hatte, die jetzt mit ihren Folgen so schwer auf seine Familie und ihn selbst drückten. Als sich daher nach einigen Stunden Martini melden und um eine Unterredung bitten ließ, da erhob er sich mit dem Vorsatz, dem alten Freunde ordentlich die Wahrheit zu sagen.

„Du kommst mir gerade recht!" rief er dem Eintretenden entgegen. „Ich habe mit dir ein Hühnchen zu pflücken!"

Martini war merklich zusammengesunken. Die überstandene schwere Krankheit hatte ihm ihre Merkmale deutlich aufgedrückt; er war von einer erschreckenden Hagerkeit geworden, sein faltenreiches, vertrocknetes, gelbes Gesicht glich einer ledernen Maske; nur seine tiefliegenden Augen leuchteten in unheimlichem, tückischem Glanz.

„Du weißt also schon von der unangenehmen Geschichte?" erwiderte Martini mit hohler Stimme.

„Trude befindet sich bei mir."

„Es war ein sehr unüberlegter Schritt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0002

des hessischen Landes zur Verhütung weiterer Kartoffelverteuerung Höchstpreise für Speisekartoffeln festgesetzt, die drei Mark für den Zentner nicht überschreiten.

Moltke im Kugelregen.

Ein Erinnerungsblatt.

Der Krieg ruft die Erinnerung daran wach, wie oft der greise Generalfeldmarschall Graf von Moltke im Kriege 1870/71 besonders vor Paris sich in die größte Gefahr begab, und mit welch unerschütterlicher Ruhe er im größten Kugelregen seine Beobachtungen anstellte. Besonders eine Episode sei wiedergegeben, wie sich Moltke durch seinen Heldenmut einmal in großer Todesgefahr befand.

Es war am 11. Januar 1871. Der Kampf wurde vor Paris auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit und Todesverachtung geführt. Besonders an der Südfront in der Nähe des französischen Forts Ivry, wo das 2. bayrische Armeekorps stand, war der Kampf äußerst heftig, und ununterbrochenes Gewehrfeuer ertönte, da die Position der Deutschen derartig war, das von ihrem äußersten Vorposten aus der Feind vorzüglich beobachtet werden konnte. Die Franzosen wußten das und wollten darum unter allen Umständen eine ruhige Beobachtung ihrer Lage von seiten der deutschen Vorposten verhindern. Jeder Schritt, der hier gemacht worden ist, wurde tatsächlich mit Lebensgefahr erkauft. Es wurden stets die allergrößten Vorsichtsmaßregeln bei Postenablösungen angewendet.

Eines Tages erschien in einem alten und ziemlich ramponierten Überrock, eine zerdrückte Mütze auf dem Kopf, den Feldstecher in der Hand, der greise Feldmarschall zur größten Überraschung der Offiziere und Mannschaften. Er hatte mit scharfem Auge erkannt, daß von hieraus der Ausblick sehr günstig war und wollte sich diese gute Gelegenheit nicht entgehen lassen. Als der Feldmarschall Miene machte, weiter über die Schützenketten hinaus vorzugehen, wollten ihn die Offiziere davon abhalten unter Hinweis auf die Gefährlichkeit der Lage. Moltke wehrte aber lächelnd alle Einwände ab und sagte: „Wo so viel Soldaten stehen und kämpfen, ohne an ihr kostbares Leben zu denken, da werde ich auch mal eine kleine Sekunde nachschauen können, ohne daß es bald an Hals und Kragen geht."

Er wehrte auch gleichzeitig jede Begleitung ab, da er meinte, allein im Kugelregen am sichersten zu sein. „Denken Sie mal an," so sagte er, „wenn wir zehn Mann hoch gehen, dann brauchen sich die Herren Franzosen nur den zehnten Teil so anzustrengen, um uns zu sehen und zu treffen, wie wenn ich allein gehe." Mit diesen Worten führte er seinen Plan aus und sprang wie ein junger Soldat von einer gedeckten Stellung zur anderen, um von den Franzosen nicht gesehen zu werden. Eine kurze Strecke, wo Deckung fehlte, lief er so rasch, daß niemand in diesem Krieger einen Mann von fast 71 Jahren vermutet hätte.

Trotzdem die Offiziere und Mannschaften sahen, daß der Heerführer auch das Handwerk eines einfachen Schützen und Soldaten vorzüglich verstand, warteten sie doch mit Zittern und Zagen auf seine Wiederkehr. 40 Minuten nach 11 Uhr kam er plötzlich hinter einer Deckung hervor, schmunzelte und ging grüßend, ohne ein Wort weiter zu sagen, seines Weges. An seinem Gesicht konnte man aber erkennen, daß er alle seine Absichten erreicht hatte. So zeigte sich Moltke auch in diesen kleinen Zügen als das Muster eines echten Soldaten.

Vermischtes.

Gouverneur v. Schuckmann als Kriegsfreiwilliger. Bei Ausbruch des Krieges stellte sich der jetzt 57 Jahre alte frühere Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, Exzellenz v. Schuckmann, als Kriegsfreiwilliger beim 3. Garde-Ulanen-Regiment, in dem sein Sohn als Offizier dient. Da der frühere Gouverneur bisher keine militärische Charge bekleidete, trat er zunächst als Gemeiner ein, wurde aber jetzt, nachdem er zum Gefreiten, Unteroffizier und Vizewachtmeister befördert worden war, zum Leutnant ernannt. Die Schnelligkeit seiner Beförderung entsprach dem außerordentlichen Eifer, den Exzellenz von Schuckmann im Dienst gezeigt hat. Wie ernst er den Soldatenberuf auffaßt, geht aus einer Äußerung hervor, die er einem Potsdamer Geschäftsmann gegenüber machte, als dieser den früheren Gouverneur mit dem ihm zustehenden Titel „Exzellenz" anredete. Darauf verbat er sich diese Anrede mit folgenden Worten: „Früher war ich Exzellenz bei den Schwarzen, jetzt bin ich lediglich Unteroffizier v. Schuckmann."

Genie und Greisenalter. Wenn man die Glanztaten eines Hindenburg betrachtet, der im Alter von 67 Jahren mit einer wunderbaren Energie, Kraft und Unermüdlichkeit Schlachten leitet und Verfolgungen des Feindes durchführt, dann wird man das Urteil unserer Gelehrten von der geringeren Leistungskraft im Alter zu ändern gezwungen sein. Es hat sich schon mehrfach gezeigt, daß geniale Taten von dem Lebensalter unabhängig sind. Ja, man kann sogar behaupten, daß eine große Reihe unserer gewaltigsten Männer auf allen Gebieten der Kunst, sei es Schriftstellerei, Malerei oder Feldherrnkunst, erst im hohen Alter das Höchste geleistet haben. Man erinnere sich nur daran, daß z. B. Ibsen seine unsterblichen Dramen erst in sehr hohen Jahren schrieb. Überflüssig ist es, darauf hinzuweisen, daß sowohl Graf Zeppelin wie vierzig Jahre früher Moltke ihre gewaltigsten Taten, jeder auf seinem Gebiete, erst in den vorgeschrittensten Lebensjahren geleistet haben. Diese Reihe von Beispielen, durch die bewiesen wird, daß hohes Alter und geniales Schaffen sich durchaus vertragen, läßt sich noch endlos verlängern. Kaiser Wilhelm I. hatte anscheinen aus seiner großen Erfahrung dieselben Anschauungen gewonnen, denn er hielt durchaus nichts von der sogenannten Überalterung unserer Offiziere. Sehr humoristisch klingt darum eine Antwort, die er bei der Erörterung einer solchen Angelegenheit erteilte. Als ihm einmal lange Jahre nach den Kriegen die Liste derjenigen Offiziere vorgelegt wurde, die vorgerückten Alters wegen zur Disposition gestellt werden sollten, entgegnete er auf die Bemerkung des Vortragenden, daß die Armee doch keine Greise gebrauchen könne: „Aber, mein Lieber, dann müßten wir ja mit mir zuerst anfangen!"

Von den Kriegsschauplätzen.

Oben: Vom Osten: Auf dem Marsche nach Kjelce. Unten: Ein Chausseebild vom Westen: Auf der einen Seite Trainkolonnen, auf der anderen marschierende Truppen, in der Mitte Autoverkehr.

Die Auszeichnung nach dem Tode. Ein ergreifender Vorfall wird aus Groß-Wierau, Kreis Schweidnitz i. Schl. gemeldet. Der dort wohnhafte Maurer Robert Wiesner wurde seinerzeit als Wehrmann zu den Fahnen berufen. In den Kämpfen auf französischem Boden schwer verwundet, starb er in einem Lazarett. Kurze Zeit nach dem Eingang der Todesmeldung bei seinen Angehörigen traf bei seiner Frau ein Schreiben des Regimentskommandeurs ein, in welchem dieser mitteilt, daß dem inzwischen vom Tode ereilten Krieger für sein unerschrockenes Verhalten vor dem Feinde das Eiserne Kreuz verliehen worden sei. Die Anfrage, ob nun die Frau die Auszeichnung, welche nicht mehr des Helden Brust zu zieren vermochte, als Andenken annehmen wollte, wurde in bejahendem Sinne beantwortet.

Aussichtslos. Zum ersten Male, so erzählt ein amerikanisches Blatt, erschienen die englischen Rekruten auf dem Schießstand. Man versuchte es zunächst mit 500 Metern, aber die Rekruten konnten mit der Kugel nicht auf eine Meile an die Scheibe herankommen. Nun versuchte es der Offizier mit 300 Metern, dann mit 200 und schließlich mit 100 Metern. Der letzte Schuß war kaum besser als der erste. Da verlor der Offizier die Geduld, und er kommandierte: „Achtung! Pflanzt das Bajonett auf! Zum Sturm auf die Schießscheibe, vorwärts marsch! Anders kriegt ihr die Schießscheibe doch nicht!"

Die „dicke Berta".

Wie Spitznamen entstehen.

Als das berühmte 42-Zentimeter-Geschütz, die größte Überraschung des gegenwärtigen Weltkriegs, zum ersten Male vor Lüttich in Tätigkeit trat, konnte es nicht ausbleiben, daß ihm der Soldatenhumor seinen Spitznamen beilegte. Denn beim Militär entgeht niemand und nichts seinem Spitznamen, vom Kommißbrot, der „Kaiser-Wilhelm-Torte" über den „Mottenmajor" (Kammerunteroffizier) bis zum Träger der „Sieglackshose" oder der „Sieglacksbuxen", dem General. Kaum waren die neuen Geschütze auf dem Plan, so waren für sie schon unter den Soldaten Scherzbezeichnungen im Schwange wie „Brummer", „faule Grete", „dicke Marie", „dicke Barbara" usw. Seitdem der erste hohenzollernsche Fürst in der Mark gegen die Zwingburgen der Quitzows die bekannte „faule Grete" hatte auffahren lassen, die freilich sehr fleißig gearbeitet, aber wegen ihrer schweren Beweglichkeit den angeführten Beinamen erhalten hat, müssen sich gewöhnlich alle übermäßig großen Geschütze die Bezeichnung „faule Grete" gefallen lassen: in Berlin hieß so bis zum Jahre 1870 die im Zeughause aufbewahrte zum Geschlecht der Mauerbrecher gehörende große Lübecker Kartauna, jetzt gilt der im Kastanienwäldchen zu Berlin aufgestellte vom Mont Valerien bei Paris stammende „Bullerjahn" im Berliner Volksmunde als „faule Grete".

Bei dem Spitznamen „dicke Barbara" hat man an die heilige Barbara zu denken, die der deutsche Artillerist als seine Schutzpatronin verehrt. Nun wurde auf einmal aus Essen, der Heimat der 42 er Kanone, die Mitteilung verbreitet, daß dort dieses Geschütz die Bezeichnung „Die fleißige Berta" führt. Das Wort „fleißig" sollte den direkten Gegensatz zu der Bezeichnung „faul" in dem Spitznamen „faule Grete" darstellen, mit dem Namen „Berta" sollte Frau Berta Krupp, die Besitzerin der größten Kanonengießerei der Welt, in der dieses Weltwunder geschaffen wurde, geehrt werden. Der Soldatenhumor nahm von dieser Benennung Notiz, aber nur zur Hälfte, er nennt seitdem das Geschütz „die dicke Berta".

Die Bezeichnung „die fleißige Berta" klang zu sehr ausgeklügelt; Frau Berta Krupp muß es sich nun gefallen lassen, daß in der neuen Bezeichnung ihr Vorname in Verbindung mit der etwas unfeinen Bezeichnung „dick" erscheint. In Sachen der Spitznamen läßt sich nun einmal der Volkswitz und also auch der Soldatenhumor nicht kommandieren. Inzwischen hat die Bezeichnung „die dicke Berta" auf der ganzen Linie gesiegt; in sämtlichen Berichten, Feldpostbriefen usw. vom westlichen Kriegsschauplatze trifft man fast durchweg nur diese Benennung an.

Erinnerungen aus großer Zeit.

Man muß einer natürlichen, nationalen, organischen Entwicklung Zeit lassen, sich auszubilden, und nicht ungeduldig werden, wenn sie Stockungen, ja rückläufige Bewegungen hat.

Bismarck.

So ist denn der Richterstuhl der Nachwelt, wie im günstigen, so auch im ungünstigen Falle der gerechte Kassationshof der Urteile der Mitwelt.

Schopenhauer.

Wer nachgibt mit Bescheidenheit,
Fährt wohl; doch Widerspenstigkeit
Hat sich nichts Gutes zu versprechen:
Was sich nicht biegen läßt, muß brechen.

Triller.

Druck: H. Arendt's Verlag G.m.b.H., Berlin.

von Trude, das Haus ihres Gatten zu verlassen . . ."

„Bitte sehr — es war ihr Haus, das sie verließ, um sich den Roheiten ihres Mannes zu entziehen."

„Du erlaubst wohl, daß ich mich setze," sagte der alte Martini, indem er auf einem Stuhl Platz nahm. „Ich ertrage das lange Stehen nicht mehr."

„Bitte — geniere dich nicht," entgegnete Hammer brüsk. „Wir müssen doch über diese Geschichte ins Reine kommen. Woher weißt du . . .?"

„Mein Sohn kam vor einer Stunde zu mir und erzählte mir alles."

„Nun — und — ?"

„Ich gestehe, daß ich meinen Sohn ordentlich die Wahrheit gesagt habe. Er ist auch ganz zerknirscht und hat mir ernstliche Besserung gelobt. So schlimm ist die Sache denn doch aber nicht; wenn ein junger Mensch mal ein Glas zuviel getrunken hat, dann geschieht manches, was einem nachher leid tut. Das solltest du wohl auch wissen, alter Freund."

„Willst du mir etwa Vorwürfe machen? Ich liebe mein Glas Wein — ja — aber zu Roheiten habe ich mich nicht hinreißen lassen."

„Hm — wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen. Ich bin hierher gekommen, um die Entschuldigung meines Sohnes zu bringen mit der Bitte, daß Trude zu ihm zurückkehrt."

„So rasch geht das nicht. Ich muß Garantien fordern, daß er meine Tochter nicht abermals mißhandelt."

„Was verlangst du?"

„Ich weiß es noch nicht. Jedenfalls werde ich in der Bewirtschaftung von Hämmersau eine Änderung eintreten lassen."

„Das wird schwer halten. Erinnere dich, daß du den jungen Leuten den Nießbrauch des Gutes auf Lebenszeit verschrieben hast."

„Meiner Tochter . . ."

„Ihrem Gatten auch."

„Ich werde den Vertrag rückgängig machen."

„Das dürfte so leicht nicht gehen — wenigstens nicht ohne einen Prozeß, der großes Aufsehen erregt. Ich würde dir entschieden davon abraten."

„So werde ich die Bewirtschaftung des Gutes selbst wieder in die Hand nehmen!"

„Und den jungen Leuten die Rente zahlen? — Das würde nicht angenehm für dich sein."

„Erlaube, Hammersau gehört doch noch mir!"

„Ja — aber die Rente nicht."

„Das läßt sich alles ändern — ich werde das Gut meinem Sohn übertragen . . ."

„Deinem Sohn? — Hast du dich mit ihm ausgesöhnt?"

„Ich werde mich mit ihm aussöhnen. Ich will mich nicht von dir und deinem sauberen Sohn aushungern lassen. Ich habe die Geschichte jetzt satt. Ich habe eingesehen, daß ich schon jahrelang der Dumme gewesen bin, der sich von dir hinters Licht führen ließ — jetzt will dein Sohn es ebenso machen. Dafür danke ich! Ich werde meine Maßregeln treffen."

Er ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. Martini verfolgte ihn mit boshaften, heimtückischen Blicken. Dann zuckte ein spöttisches Lächeln um seine eingefallenen Lippen.

„Du schmähst meinen Sohn," sprach er lauernd. „Er mag ein leichtsinniger Mensch sein, aber ein Verbrechen, wie der deine, hat er noch nicht begangen."

„Was redest du da?"

„Hast du die Fälschung des Wechsels vergessen?"

„Dummes Zeug! Das ist längst verjährt."

„Doch nicht. Ich besitze den falschen Wechsel noch, und wenn du mich zum Äußersten treibst, werde ich die Angelegenheit dem Staatsanwalt unterbreiten."

„Unsinn! Ich werde die Unterschrift honorieren und damit die Geschichte aus der Welt schaffen."

„Das wird nicht gehen. Ich habe, wie du dich erinnern wirst, den Wechsel damals protestieren lassen und du hast zu Protokoll gegeben, daß die Unterschrift gefälscht sei. Ich habe das Protokoll noch in meinem Besitz."

„Du bist ein Teufel, Martini!"

Dieser lächelte, als ob ihm eine Schmeichelei gesagt sei.

„Ich danke", sagte er geschmeidig. „Also überlege dir die Sache noch einmal, alter Freund, ehe du deine Maßregeln triffst. Meine Maßregeln sind getroffen. Willst du meinen Sohn unglücklich und ehrlos machen, so werde ich auch auf deinen Sohn keine Rücksicht mehr nehmen und das Protokoll und den falschen Wechsel der Staatsanwaltschaft übergeben. Sieh dann zu, wie du dich aus der Geschichte herauswickelst. Ein Flecken auf der Ehre deines Sohnes wird jedenfalls bleiben — mit Wechselfälschern hat man nicht gern etwas zu tun. Du kannst auch Trude meine Ansicht mitteilen — wir werden dann bis morgen eure Antwort erwarten. — Einstweilen — lebe wohl . . ."

Er hatte sich erhoben und wollte zur Tür schleichen, als ein röchelnder Aufschrei ihn stehen bleiben ließ. Erschreckt schaute er sich um. Hammer war in seinem Sessel zurückgesunken; sein Gesicht war blaurot, gläsern starrten seine Augen, in konvulsivischen Krämpfen zuckte sein Körper.

Ein Schlaganfall hatte den vollblütigen Mann niedergeworfen.

17.

Wenn des Todes dunkle Schwingen ein Haus umrauschen, dann schweigen die kleinen Leidenschaften, die des Menschen Leben erfüllen. Haß und Neid, Trotz und Hochmut, Habsucht, Geiz und gieriges Streben, sie senken das Haupt vor der geheimnisvollen Macht, der kein Mensch entgehen kann, sei er noch so hoch gestellt, sei er noch so stolz auf seine Kraft, sein Wissen, sein Können, seinen Reichtum. Nichts als schwache Schatten in das alles, welche in der großen dunklen, alles bedeckenden Nacht des Todes verschwinden und spurlos untertauchen.

So war auch, während der vom Schlage Getroffene mit dem Tode rang, der Streit zwischen Trude und ihrem Gatten, wenn nicht vergessen, so doch vertagt. Trude hatte in den ersten Stunden niemanden, an den sie sich um Hilfe und Beistand wenden konnte, und so war es nur natürlich, daß ihr Gatte seinen Platz an ihrer Seite wieder einnahm.

Dgg 21 (Fortsetzung folgt.)

Neueste Kriegs-Depeschen.

W. T. B. Berlin, 29. Oktober, 4 Uhr nachmittags. Großes Hauptquartier.

Unser Angriff südlich Nieuport gewinnt langsam an Boden. Bei Ypres steht der Kampf unverändert. Westlich Lille machten unsere Truppen gute Fortschritte. Mehrere befestigte Stellungen des Feindes wurden genommen, 16 englische Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen gemacht und 4 Geschütze erobert. Englische und französische Gegenstöße wurden überall abgewiesen.

Eine vor der Kathedrale in Reims aufgefahrene französische Batterie mit Artillerieboeobachter auf dem Turm der Kathedrale, mußte unter Feuer genommen werden.

Im Argonnenwald wurden die Feinde aus mehreren Schützengräben geworfen und einige Maschinengewehre erbeutet. Südwestlich von Verdun wurde ein heftiger französischer Angriff zurückgeschlagen. Im Gegenangriff stießen unsere Truppen bis in die feindlichen Hauptstellungen durch, die sie in Besitz nahmen. Die Franzosen erlitten starke Verluste.

Auch im Osten der Mosel wurden alle Unternehmungen des Feindes, die an sich bedeutungslos waren, zurückgeworfen.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsere Truppen im fortschreitenden Angriff. Während der letzten 3 Wochen wurden hier 13500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet. Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz hat sich die Lage seit gestern nicht geändert.

W. T. B. Berlin, 30. Oktober 10 Uhr vormittags.

Petersburg, 29. Oktober. Die Petersburger Telegraphen-Agentur meldet zwischen 9 und 10½ Uhr vormittags: Ein türkischer Kreuzer mit 3 Schornsteinen beschoß die Stadt und den Bahnhof Theodosia. Die *Kathedrale, die griechische Kirche, die Speicher* am Hafen und die Mole wurden beschädigt. Ein Soldat wurde verwundet. Die Filiale der russischen Bank für den auswärtigen Handel geriet in Brand. Um 10½ Uhr dampfte der Kreuzer nach Südwesten ab.

In Noworossijsk kam der türkische Kreuzer „Hamidije" an und forderte die Stadt auf, sich zu ergeben und das Staatseigentum auszuliefern, indem er für den Fall der Ablehnung das Bombardement der Stadt androhte. Der türkische Konsul und seine Beamten wurden verhaftet. Der Kreuzer entfernte sich.

Aus Leipzig. Die Leipziger Neuesten Nachrichten verbreiten folgendes Extrablatt:

Kopenhagen. Nach einer amtlichen Petersburger Meldung aus Tokio wurde der russische Kreuzer „Tschentschug" und ein französischer Torpedosäger auf der Reede von Pulo Pinang durch Torpedoschüsse des deutschen Kreuzers „Emden" zum Sinken gebracht. Der Kreuzer hätte durch Anbringung eines vierten falschen Schornsteines sich unkenntlich gemacht und konnte sich auf diese Weise den vernichteten Schiffen unerkannt nähern.

W. T. B. Berlin, 30. Oktober, 2½ Uhr nachmittags.

Nach einer offiziellen Mitteilung aus Konstantinopel haben einige russische Torpedoboote versucht, die Ausfahrt der türkischen Flotte aus dem Bosporus in das schwarze Meer zu verhindern. Die türkischen Schiffe eröffneten das Feuer und brachten zwei russische Fahrzeuge zum Sinken. Ueber 30 russische Seeleute wurden von den Türken zu Gefangenen gemacht. Die türkische Flotte hatte keine Verluste.

Großes Hauptquartier, 30. Oktober, vormittags.

Unsere Angriffe südlich Nieuport und östlich Ypres wurden erfolgreich fortgesetzt. 8 Maschinengewehre wurden erbeutet und 200 Engländer gefangen genommen. Im Argonnenwald nahmen unsere Truppen mehrere Blockhäuser und Stützpunkte.

Nordwestlich Verdun griffen die Franzosen ohne Erfolg an. Im übrigen ist im Westen und ebenso auf dem östlichen Kriegsschauplatz die Lage unverändert.

Vermischtes.

Zahlungsverpflichtungen und Zahlungserleichterungen während des Krieges. In manchen Kreisen der Bevölkerung scheint immer noch die Ansicht verbreitet zu sein, der Ausbruch des Krieges befreie von eingegangenen rechtlichen Verbindlichkeiten. Dem ist nicht so. Bestehende Verträge aller Art werden grundsätzlich durch den Krieg nicht aufgehoben, wie insbesondere die Verpflichtung zur Zahlung der Miete, der Hypothekenzinsen, der Steuern usw. in gleicher Weise fort besteht und auch ein vorzeitiges Kündigungsrecht des Prinzipals gegenüber dem Angestellten grundsätzlich durch den Kriegsausbruch nicht gegeben ist. Ein allgemeines Moratorium ist nicht erlassen. Es ist die Pflicht und Schuldigkeit eines jeden, in einer Zeit, in der von den Meisten große Opfer verlangt werden, seinen Verbindlichkeiten, soweit er irgend kann, unbedingt nachzukommen und zu seinem Teil einer weiteren Schädigung unseres Wirtschaftslebens vorzubeugen. Die säumigen Schuldner, die wohl in der Lage wären, zu zahlen, *sich ihren rechtlichen Verpflichtungen aber* böswillig entziehen wollen, werden auf Antrag des Gläubigers gerichtlich zur Zahlung verurteilt und haben sich die dadurch entstehenden Nachteile selbst zuzuschreiben. Nur in den Fällen, in denen die Erfüllung des Vertrages infolge des Krieges eine absolute Unmöglichkeit geworden ist, eine völlige Geschäftseinstellung durch den Krieg herbeigeführt ist, kann eine Aufhebung bestehender Verträge, eine vorzeitige Kündigung rechtlich in Frage kommen. Um die Beteiligten aber vor unliebsamen Enttäuschungen zu bewahren und gerade in jetziger Zeit besonders schädliche, zwecklose Rechtsstreitigkeiten zu vermeiden, ist es angezeigt, *sich auch in solchen Fällen* friedlich mit der Gegenpartei auseinanderzusetzen. Soweit indessen jemand durch den Krieg in unverschuldete Notlage geraten und tatsächlich zur Zeit außer Stande ist, seinen Verpflichtungen in vollem Umfange nachzukommen, ist es die vaterländische Pflicht des Gläubigers, diesen Notstand zu berücksichtigen und freiwillige Stundung zu gewähren. Der Hinweis auf diese Pflicht mag allen Betroffenen eine ernste Mahnung sein, damit es nicht erst des Eingreifens der Gerichte auf Grund der nachstehenden, zum Schutze der wirtschaftlich Schwachen während des Krieges erlassenen besonderen Bestimmungen bedarf. 1. Gegen alle zur Fahne Einberufenen ist, soweit sie nicht durch einen Prozeßbevollmächtigten vertreten sind, die Durchführung eines Zivilprozesses unzulässig. Das Verfahren wird für die Dauer des Krieges unterbrochen. Ebenso sind Zwangsvollstreckungen und Konkurse auf Antrag eines Gläubigers gegen solche Personen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, ausgeschlossen (Gesetz, betreffend den Schutz der infolge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen vom 4. August 1914 (R. G. Bl. S. 328). 2. Die zurückgebliebenen in eine Notlage geratenen Personen sind durch folgende Anordnungen des Bundesrats geschützt: a) Das Gericht kann dem Schuldner, der sich in wirtschaftlicher Notlage befindet, nach seinem Ermessen auf Antrag für die vor dem 31. Juli d. Js. entstandenen Schulden eine Zahlungsfrist von drei Monaten gewähren, sodaß also Zwangsvollstreckungen zur Beitreibung der Schuld innerhalb dieser Frist nicht vorgenommen werden dürfen. Der Antrag braucht nicht erst im Prozesse, sondern kann bereits vorher bei Gericht gestellt werden. Selbstverständlich bleibt es dem Schuldner unbenommen, vorher zu zahlen, sobald sich seine Lage gebessert hat (*Bekanntmachung über die gerichtliche* Bewilligung von Zahlungsfristen vom 7. August 1914 (R. G. Bl. S. 359). b) da indessen vielfach durch Gesetz oder Vertrag an die nicht pünktliche Zahlung noch anderweite, für den Schuldner in der jetzigen Zeit drückende Folgen geknüpft sind, so ist dem Gericht weiter die Befugnis erteilt worden, den Eintritt dieser nachteiligen Rechtsfolgen im Interesse des Schuldners, der dieses Schutzes bedarf und ihn verdient, auszuschließen. Beispielsweise ist der Mieter, der mit 2 Mietzinsraten im Rückstande bleibt, zur Räumung der Wohnung verpflichtet. Eine solche Rechtsfolge kann das Gericht auf Antrag ausschließen und die Räumungsklage des Vermieters trotz des rückständigen Mietzinses abweisen oder falls der Vermieter bereits ein Urteil erwirkt hat, noch nachträglich auf Antrag des Mieter entsprechend entscheiden (Bekanntmachung über die Folgen der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung vom 18. August 1914 (R. G. Bl. S. 377). c) um den reellen Geschäftsmann, der durch den Kriegsausbruch in Zahlungsschwierigkeiten geraten ist, vor der Vernichtung seiner wirtschaftlichen Existenz zu bewahren, kann das Gericht auf seinen Antrag eine Geschäftsaufsicht anordnen. Für deren Dauer ist die Eröffnung des Konkursverfahrens über das Vermögen des Schuldners unzulässig. Öffentliche Bekanntmachungen über die Anordnungen der Aufsicht finden nicht statt (Bekanntmachung, betreffend die Anordnung einer Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkursverfahrens vom 8. August 1914 (R. G. Bl. S. 363). d) die Fristen für die Vornahme einer Handlung (Protest usw.), deren es zur Ausübung oder Erhaltung des Wechselrechts oder Regreßrechts aus einem Scheck bedarf, sind bis auf weiteres um 30 Tage verlängert worden, soweit sie nicht am 31. Juli 1914 abgelaufen waren. Den Wechselgläubigern ist es dadurch möglich, ihren Schuldnern ohne Beeinträchtigung ihres Wechselrechts 30 Tage Zahlungszustand zu geben. (Bekanntmachung, betreffend Verlängerung der Fristen des Wechsel- und Scheckrechts vom 6. August 1914 (R. G. Bl. S. 357) und Bekanntmachung betreffend die Verlängerung der Fristen für wechsel- und scheckrechtliche Handlungen vom 7. August 1914 (R. G. Bl. S. 361). e) Forderungen aus dem Auslande, die vor dem 31. Juli d. Js. entstanden sind, dürfen vor dem 31. Oktober überhaupt nicht vor inländischen Gerichten geltend gemacht werden. (Bekanntmachung über die Geltendmachung von Ansprüchen von Personen, die im Auslande ihren Wohnsitz haben, vom 7. August 1914 (R. G. Bl. S. 360). f) Ebenso ist die Fälligkeit aller Wechsel, die im Auslande ausgestellt worden und im Inlande zahlbar sind, um drei Monate hinausgeschoben, falls die Wechsel nicht schon am 31. Juli dieses Jahres verfallen waren (Bekanntmachung über die Fälligkeit im Auslande ausgestellter Wechsel vom 10. August 1914 (R. G. Bl. S. 368). Durch verständnisvolle Befolgung vorstehender Grundsätze werden die unvermeidlichen Härten der jetzigen wirtschaftlichen Lage im Interesse des Einzelnen wie der Allgemeinheit erheblich gemildert werden können.

Aus dem Unstruttale, 26. Oktober. Die vergangene Woche brachte im gesamten Geschäftsleben eine kleine Besserung. Die *Nachfrage nach allen Marktartikeln war* lebhafter, als in den Vorwochen. Kartoffeln in einzelnen Zentnern abgegeben, kosteten 3—3,50 Mark für 50 Kilo, da auf allen Märkten wenig angefahren waren, woran wohl meistenteils die dringende Herbstarbeit der Landwirte die Schuld trägt; in Ladungen wurden 2,75—3 Mk. bezahlt. Die Viehpreise waren wenig verändert. Ochsen, Stiere wurden für 50 Kilo Lebendgewicht mit 43—48 Mk., Kühe mit 40—45, Kälber 48—53, Lämmer 43—47, Hammel 40—45, Schweine 50—58 Mk. gehandelt. Jedoch war das Geschäft allgemein ruhig und schleppend.

Gleina, 27. Okt. Gestern wurde die v. Helldorffsche Holzjagd abgehalten, vom Wetter leider wenig begünstigt. Von 2 Feldtreiben mit 13 Schützen nebst einer Holzjagd mit 5 Schützen wurden 118 Hasen, 181 Kaninchen und 75 Fasanen zur Strecke gebracht. Bei gutem Wetter wäre das Ergebnis bedeutend höher gewesen.

Bad Bibra. Ueber das Vermögen des Mühlenbesitzers Edmund Schlegel hier ist das Kokursverfahren am 20. Oktober eröffnet worden.

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen und ein blendend schöner Teint – Alles das erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. Ferner macht der Creme „Dada" (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pfg.

Kirchliche Nachrichten.

Sonnabend, den 31. Oktober, vormittags 10 Uhr, Beichte und heil. Abendmahl.
Vorherige Anmeldung wird erbeten.

21. Sonntag nach Trinitatis.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Kollekte für den Gustav-Adolf-Verein.
Abend 8 Uhr Kriegsbetstunde.

Beim Ausgang werden Gaben für unterstützungsbedürftige Kriegerfamilien unserer Gemeinde gesammelt.

Getauft: Am 25. Oktober Kurt Karl Sowade; am 27. Oktober Joachim Ludwig Otto Deumeland.

Bekanntmachung.

Nach der amtlichen deutschen Verlustliste Nr. 61 sind nachstehende Angehörige unserer Stadt verwundet bezw. vermißt:

Verwundet:

1. Reservist **Otto Ködel,** Inf.-Reg. No. 153, III. Bataillon Merseburg, 9. Komp., leicht.
2. Reservist **Hermann Krämer,** beim gleichen Regiment und Bataillon, 11 Komp.
3. Reservist **Otto Herzau,** ebenfalls beim zuletzt genannten Truppenteil.

Vermißt:

1. Musketier **Fritz Rost,** Inf.-Regt. No. 153, III. Bataillon Merseburg 10. Komp.

Wir bringen dies hierdurch zur öffentlichen Kenntnis.

Nebra, den 30. Oktober 1914.

Der Magistrat.
Pröschold.

Liebesgaben für die Krieger unserer Gemeinde.

Es ist angeregt und beabsichtigt, womöglich jedem einzelnen Krieger unserer Gemeinde eine Liebesgabe als Gruß aus der Heimat zu senden. Um das zu ermöglichen, werden die Angehörigen der Krieger gebeten um genaue Angabe der gegenwärtigen Adresse derselben bei

Frau Oberpfarrer **Schwieger.**

Kürbisse, Pfund 2 Pfg., hat noch abzugeben
Gärtnerei Kneist.

Ein fettes Schwein
zu verkaufen bei **Franz Schmidt.**

Vorschriftsmäßige Feldpostkartons zum Versand ins Feld für Zigarren, Zigaretten, Schokolade und Strümpfen, empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Bekanntmachung.

Die Polizeiverordnung betr. den Weidenschnitt und die Beseitigung von Sträuchern, Schilf, Unkraut usw., an der Unstrut und deren Nebengewässern, Kanälen, Gräben und Deichen, innerhalb des Gebietes der Sozietät zur Regulierung der Unstrut von Bretleben (Heldrungen) bis Nebra, vom 11. Januar 1893, wird hiermit in Erinnerung gebracht.

Die auf den 15. November festgesetzte Frist wird auch in diesem Jahre **bis zum 1. Dezember verlängert.** Um Bestrafungen zu vermeiden, wird die betr. Reinigung auf Antrag der Interessenten, auf deren Kosten, von den Sozietätsarbeitern bewirkt, wenn bzgl. Anträge **bis spätestens zum 15. November** bei der Kanalinspektion oder den Grabenmeistern gestellt werden.

Artern, den 26. Oktober 1914.

Der Sozietäts-Direktor.
J. V. **Breitenbach,**
Kanalinspektor.

Zur Herbst- u. Frühjahrsbestellung empfehle **sämtliches Pflanzmaterial, Obst-Hoch-, Halbstämme und Formbäume.**
G. Dreßler, Baumschule, **Spielberg.**

Tolles Zahnweh
stillt Dr. Bufleb's **dest. Zahntropfen,** à Flasche 50 Pfg. Wer hohle Zähne hat? Plombiere mit **Dentinkitt,** à Flasche 50 Pfg.
Bei **Walter Gutsmuths,** Adler-Drogerie.

Jeden Posten **weiße Bohnen,** kauft für Naumburg zu höchsten Preisen
Karl Glocke.

Arbeiter
für dauernde Arbeit sucht
Grabenmühle.

Wollwäsche

reinigt man am besten wie folgt: Man löst **Persil, das selbsttätige Waschmittel,** in handwarmem (35° C) Wasser auf. Dann schwenkt man die Wäsche in dieser handwarmen Lauge etwa ¼ Stunde. Nach gutem Ausspülen **drückt** man sie **(nicht wringen!)** aus. Das Trocknen darf an nicht zu heißen Orten, auch **nicht unmittelbar an der Sonne geschehen! So bleibt die Wolle locker, griffig und wird nicht filzig!** Überall erhältlich, niemals lose, nur in Original-Paketen.
HENKEL & Cie., DÜSSELDORF. Auch Fabrikanten der allbeliebten **Henkel's Bleich-Soda.**

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0004

Zum Licht empor mit klarem Blick,
Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück,
Ein frohes Hoffen, kühnes Streben,
Und schnelles Handeln auch daneben —
Dann hat das Dasein Zweck und Ziel,
Wer Großes will, erreicht auch viel.

Schloß Lindenstein.

(4. Fortsetzung.) Roman von Fr. D. Ortwig-Ramin.

Was sich in deren Zimmer ereignete, entzieht sich meiner Kenntnis. Nach Verlauf einer Viertelstunde verließ der Graf seine Schwester, um die Gräfin aufzusuchen. Diese befand sich in ihrem Turmzimmer und dort kam es zu einer fürchterlichen Szene. Wir hörten deutlich im Erdgeschoß die Gräfin mehrere Male laut aufschreien, so daß uns todesbänglich zu Mute war. Plötzlich schmetterte oben eine Tür in das Schloß und wir hörten den Grafen die Treppe heruntersteigen, er begab sich in sein Arbeitszimmer. Darauf trat eine beängstigende Stille ein. Nach einiger Zeit beschloß ich, nach der Gräfin zu sehen. Leise ging ich hinauf und klopfte. Alles blieb still. Noch ein paar Mal wiederholte ich mein Klopfen und trat dann ein. Im ersten Augenblick schien mir das Zimmer leer. Nachdem ich mich umgesehen, gewahrte ich die zusammengekauerte Gestalt der Gräfin, wie sie, den Kopf in die Arme vergraben, in der Bildnische am Boden lag. Auf mein leises Zureden erhob sich plötzlich ihr tränenloses Antlitz. Ihr Blick machte mich erschauern, erschreckt fuhr ich zurück. Quer über ihr geisterhaft bleiches Antlitz lief eine feuerrote Schmarre, der Graf mußte sie im Jähzorn mit der Reitpeitsche geschlagen haben. Ich half ihr empor und ließ sie in einem Sessel Platz nehmen. Hilflos wie ein Kind stieß sie leise Klagetöne aus und sagte wimmernd: „Es brennt ja so fürchterlich!“

„Ich werde sofort kühles Wasser besorgen, gnädigste Gräfin!“ beeilte ich mich zu bemerken. Doch als ich gehen wollte, hing sie plötzlich an meinem Halse und sagte in wehem Tone: „Ach, nun habe ich ja wieder keinen Menschen auf der Welt, der mich lieb hat, keinen einzigen.“ Ein trockenes Schluchzen entrang sich ihren Lippen, der ganze Körper zuckte und bebte, aber keine Träne linderte ihr Leid.

So gut ich es vermochte, suchte ich sie zu beruhigen, sodann holte ich Wasser und kühlte ihre Schmarre. Sie ließ es wortlos geschehen und nach einer Weile wurde die Schmarre blasser. Nun bat sie mich mit tonloser Stimme, ihr doch das Haar ein wenig aufstecken zu helfen. Gern war ich ihr behilflich, die herrlichen, blauschwarzen Haarmassen zu ordnen. Als dies geschehen, dankte sie in freundlicher Weise, wobei sie mir die Hand reichte. Sie wollte nun ruhen, man möge sie nicht stören, sie bedürfe heute nichts mehr. Ich entfernte mich und schritt die Treppe hinab, wo eben die Lampen aufleuchteten. Unten angekommen, hörte ich dumpfe Hufschläge und vernahm, daß Graf Günter allein davongeritten sei. Wohin? Mir sagte eine bange Ahnung, daß Horstenfelde sein Ziel sei. Ich schlief in dieser Nacht nicht. Eine Stunde nach Mitternacht kehrte Graf Günter zurück. Am anderen Morgen sah ich ihn flüchtig, wie er zum Frühstück ging, dann fuhr er fort, um erst gegen Abend wieder zu kommen.

Inzwischen war eine neue unheilvolle Überraschung auf Schloß Lindenstein eingetreten. Um zehn Uhr kam die Zofe der Gräfin und meldete mir, daß die gnädige Frau noch immer nicht geklingelt hatte. Sie, das Mädchen, habe an der Tür geklopft, aber keine Antwort erhalten. Ich ging sofort mit und sah, daß der Schlüssel fehlte. Es gelang mir, mit einem anderen Schlüssel die Tür zu öffnen. Ich ließ das Mädchen draußen und trat allein in das Zimmer. Nichts Auffälliges bot sich meinen spähenden Blicken dar. Nur eine kleine Unordnung war zu bemerken — von der Bewohnerin jedoch keine Spur.

Kapitänleutnant Otto Weddigen von „U 9“.

Das deutsche Unterseeboot „U 9“ hat unter Führung des Kapitänleutnants Otto Weddigen drei englische Panzerkreuzer vernichtet. Weddigen wurde vom Kaiser das Eiserne Kreuz erster Klasse und der ganzen Mannschaft das Eiserne Kreuz zweiter Klasse überreicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0005

Rasch untersuchte ich ihre Garderobe und entdeckte das Fehlen eines Mantels und mehrerer anderer Kleidungsstücke, sowie einer kleinen Reisetasche. Es war kein Zweifel, die Gräfin hatte ihr Heim und den Gatten verlassen. Sofort brachte ich der Baronin meine Wahrnehmung zur Kenntnis. Kalt und ohne merkliche Bewegung nahm dieselbe meine Mitteilung auf. Überzeugte sich persönlich davon und ersuchte mich, vorläufig über die Affäre zu schweigen.

Gegen Abend kehrte der Graf zurück, er war in Berchingen, der nächsten Garnisonstadt, gewesen. Die Baronin hatte ihn gewiß sofort von dem Verschwinden seiner Gemahlin in Kenntnis gesetzt, doch er betrat das Zimmer derselben nicht, hat es auch meines Wissens bis heute noch nicht getan. Bis tief in die Nacht saß er an seinem Schreibtisch, erst gegen Morgen erlosch das Licht in seinem Arbeitszimmer.

Am anderen Morgen mußte ein Wagen nach Glaurode zur Bahn und zwei Herren abholen. Es war ein Offizier und ein Stabsarzt der in Berchingen garnisonierenden Ulanen. Die Herren frühstückten rasch ein wenig, dann bestiegen sie den Wagen aufs neue und fuhren in Begleitung des Grafen davon, nach dem Habichtswalde, wie der Kutscher später erzählte.

Nach zwei Stunden kamen Graf Günter, sowie der Offizier wieder, während der Stabsarzt fehlte. Wir befanden uns alle wie unter einem entsetzlichen Bann, kaum wagte einer der Dienstboten ein lautes Wort, ahnten wir doch alle, daß ein Duell stattgefunden hatte, und ich muß gestehen, ich schickte ein Dankgebet zum Himmel, als unser Graf, wohl blaß und verstört, aber heil aus dem Wagen stieg. Nach dem Diner weilte der Graf lange in dem Zimmer der Baronin, dann ließ er den Inspektor vom Gute Lindenfels kommen und ordnete alles wegen einer längeren Abwesenheit an. Nachmittags fuhr er mit dem Ulanenoffizier zur Bahn und ich sah ihn erst nach Verlauf eines halben Jahres wieder. Den näheren Ausgang erfuhren wir bald. Graf Günters Kugel hatte Holstmars linke Hüfte zerschmettert, er ist heute noch ein lahmer Mann und vermag sich nur mit Hilfe einer Krücke fortzubewegen. Graf Günter stellte sich sofort den Behörden und verbüßte eine zweimonatliche Festungshaft auf Ehrenbreitenstein wegen des Zweikampfes. Die Haft gewiß nicht, aber die seelischen Erregungen hatten seinen Gesundheitszustand untergraben, so daß er nach der Festungshaft ein Sanatorium in Godesberg aufsuchen mußte. Ein Augenübel trat noch hinzu, welches einen chronischen Charakter annahm und noch nicht ganz beseitigt ist. Ich bin aber überzeugt, daß, wenn Graf Günter den festen Willen zur Gesundheit hätte, er auch bald von dem Übel befreit wäre. Sie können sich meine Gefühle nicht ausdenken, die mich beherrschten, als Graf Günter damals wiederkehrte. Nicht zum Wiedererkennen sah er aus. Die Haltung schlaff, das Gesicht verfallen, dazu den langen, ungepflegten Bart, — ach, — ich mußte nachher tüchtig weinen. Wenn man so viele Jahre Freud und Leid in einem Hause erlebt hat, so bewegt einen das Schicksal der Herrschaft bis in das Innerste.

Was war aus dem lebensfrohen, munteren Menschen geworden? — Und so ist er geblieben bis heute. Wir dachten, er würde dem Aufenthalt seiner Gemahlin nachforschen, aber nichts dergleichen ist geschehen. Gott allein weiß, wo das arme liebe Weib weilt und wie es ihr ergeht. Womöglich hat sie schwer mit Sorgen zu kämpfen. Oft, wenn ich einsam in meinem Zimmer sitze, wandern meine Gedanken zu ihr, denn ich hatte sie liebgewonnen. Wie würde sie weinen, wenn sie sähe, wie unser Graf gealtert ist, denn sie liebte ihn, das lasse ich mir nicht abstreiten und ist nur das Opfer irgend eines Mißverständnisses geworden."

Bisher hatte Lore auf das Tiefste bewegt den Bericht der alten Beschließerin angehört, nun stellte sie die Frage: „Hat Onkel Günter nie wieder von seiner armen Frau gesprochen?"

„Nein, niemals wieder. Nur einmal, als er damals zurückkehrte, hat er mir gesagt, ich möchte die Zimmer seiner ehelichen Wohnung in Verschluß nehmen und das Bild seiner Gattin mit schwarzem Stoff fest verhüllen. Auch möchte er nie mit einem Wort an jene Zeit seines Lebens erinnert werden. Wir sprechen nie davon, aber ich bin überzeugt, er denkt täglich an diese seine glücklichen und unheilvollen Tage zurück. Dies stete Bangen zehrt an seiner Kraft. Ebenso wie die Wohngemächer, hat er sein Atelier nie wieder aufgesucht. Die Baronin ist nun zwar seine Schwester, aber sie bestärkt ihn noch in dieser förmlichen Pflege seines Schmerzes und hat nicht Herz genug, um ihm versöhnende Liebe auf den Lebensweg zu streuen. Tun wir aber der Dame nicht unrecht, niemand kann geben, was ihm Gott nicht schenkt. Auch ist es natürlich, daß sie mit dem derzeitigen Zustand nicht unzufrieden ist, der ihrem Sohne ein schönes Erbe sichert. Denken Sie aber ja nicht, daß ich die Gewohnheit müßiger Dienstleute habe, die ihre Herrschaft herabsetzen möchte. O nein, darüber fühle ich mich erhaben, aber ich konnte Ihnen im Verlauf meines Berichtes die Dinge sowie die Personen nicht anders schildern, als sie wirklich waren und sind. Ich fühle keine große Zuneigung zu der Dame, aber nie würde ich den schuldigen Respekt gegen sie außer acht lassen. Anders ist es mit unserem Grafen, den habe ich lieb und sein Unglück geht mir tief zu Herzen. Ich gäbe wer weiß was darum, wenn er noch mal so recht froh werden könnte und die frohe, schöne Gräfin wieder unser Schloß bewohnte. So, nun wissen Sie Bescheid, mein liebes Fräulein, verzeihen Sie einer alten Frau, wenn sie bei dem Thema, das ihr selbst nahegeht, und worunter sie so unendlich leidet, ein wenig ausführlich und weitschweifig geworden ist."

Wie aus einem Traume fuhr Lore auf.

„O, ich danke Ihnen recht sehr, Frau Wartmann. Sie können es glauben, auch mir geht das bittere Schicksal Onkel Günters recht ans Herz. — Wer da helfen könnte?"

„Das kann nur Gott allein," erwiderte die alte Frau in schlichtem Tone. „Und eins, nicht war, Sie schweigen?"

„Aber gewiß, unter allen Umständen. Seien Sie unbesorgt!"

„Doch nun gute Nacht! Schlafen Sie wohl und denken Sie nicht zu viel über das Gehörte nach!"

Damit verließ die alte Frau das Zimmer und ließ Lore allein mit ihren erregten Gedanken. Das soeben Gehörte vertrieb jede Müdigkeit, lange saß Lore am offenen Fenster und blickte in die schweigende, regendurchwehte Nacht hinaus, ehe sie zur Ruhe ging. Selbst im Traum ließ sie das Bild der dunkelhaarigen Frau nicht los. Sie sah dieselbe aus den Falten des schwarzen Stoffes heraustreten und durch das Turmzimmer wandeln, ein wehmutsvolles Lächeln auf den blassen Zügen.

5. Kapitel.

„Ewald wird heute nachmittag eintreffen, wie mir sein Telegramm soeben meldet." Mit diesen Worten hatte am Vormittage des folgenden Tages die Baronin ihrem Bruder die nahe Ankunft ihres Sohnes angezeigt. Kaum merklich lebhafter als sonst hatte sie gesprochen, Lore war dies nicht entgangen, da sie wußte, mit welcher leidenschaftlichen Liebe die Tante an dem einzigen Sohne hing. Lore war äußerst neugierig, wie sich Ewald wohl entwickelt haben werde. Ein Bedauern stieg bei der Vorstellung in ihr auf, daß der Sohn seiner Mutter gleichen könne. Viel lieber wäre es ihr, wenn er noch der fröhlich harmlose, etwas schüchterne Junge sein möchte, der er als Fähnrich gewesen war. Doch davon konnte keine Rede sein, er war jetzt ja schon lange Offizier. Das junge Mädchen hatte sich in die Bibliothek begeben, hier konnte sie sehen, wenn Ewald ankam. Es widerstrebte ihr, bei der Begrüßung von Mutter und Sohn zugegen zu sein.

Um halb vier Uhr sah sie, wie Witten sich unten am Fuße der Freitreppe aufstellte und die Baronin auf den obersten Stufen derselben erschien, Onkel Günter war nirgends zu sehen. Gleichzeitig vernahm sie das Rollen der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0006

Räder und die Schloßkutsche bog in die Auffahrt ein. Noch ehe der Wagen hielt, sprang Ewald, dem die kleidsame, knappe Ulanka vortrefflich stand, heraus, um seine Mutter mit lauter Fröhlichkeit zu begrüßen.

Lore war ganz überrascht. Größere Gegensätze, als sich ihr hier darboten, waren nicht leicht denkbar. Die stolze, aufrechte Baronin mit ihren gemessenen Bewegungen und der lebhafte, bewegliche Sohn mit seinem hellen, heiteren Lachen. Und doch konnte auch der kritischste Beschauer nichts Unharmonisches im Verkehr dieser beiden Personen wahrnehmen. Trotz aller Zurückhaltung lag ein leises Sichhingeben in den Bewegungen der Mutter, während Ewald sich bei aller Fröhlichkeit einer ehrerbietigen Galanterie befleißigte, die einen wohltuenden Eindruck machte.

Als das Paar Lores Augen entschwand, ging diese wieder auf ihr Zimmer.

Nach Verlauf einer Stunde klopfte es plötzlich an ihre Tür und auf ihr Herein trat Ewald über die Schwelle. Überrascht legte Lore ihre Handarbeit beiseite und erhob sich.

„Bitte um Entschuldigung, daß ich so ohne weiteres hier eindringe. Aber ich konnte mir doch nicht versagen —"

Hier stockte sein Redefluß und eine momentane Verlegenheit prägte sich auf seinen sonnengebräunten Zügen aus. Aber nur für einen Augenblick, dann fuhr er lachend fort: „Pardon, aber ich finde keine mir schicklich erscheinende Anrede. Ist es mir gestattet, im Hinblick auf unsere Verwandtschaft eine vertrauliche Anrede zu gebrauchen oder —"

„Aber ich bitte, wozu lange Umschweife. Nennen wir uns „Du"."

Treuherzig hielt er ihr die Rechte hin. „Topp, es gilt. Auf gute Kameradschaft. Ich freue mich unbändig, daß die Jugend eine solch reizende Vertreterin hierhin entsandt hat. Übrigens, so ganz fremd sind wir uns ja doch nicht, mir schwebt noch dunkel etwas von einem Besuch bei euch vor."

„Auch ich erinnere mich dessen," bestätigte Lore und bat ihn, Platz zu nehmen. Er plauderte ein halbes Stündchen recht angeregt mit ihr, worauf er sich entfernte, da er erst „das Haus durchstreifen" müsse, wie er angab. An der Tür wandte er sich noch einmal zurück.

„Darf ich dich in etwa einer Stunde zu einem Gang durch den Park abholen? Vorausgesetzt, daß dir meine Begleitung angenehm ist."

„Sehr gern! Ich werde dich erwarten."

Mit einem freundlichen Nicken verabschiedete sich der junge Offizier. Lore blickte sinnend vor sich nieder. Ein angenehmes Gefühl überkam sie.

Ewald gefiel ihr nach der ersten kurzen Prüfung sehr gut. Obwohl sein Äußeres im wesentlichen der Mutter glich, besaß er doch nichts von dem zurückhaltenden Stolz derselben. Seine herzgewinnende Freundlichkeit und sein offenes Wesen machten ihn zum Liebling aller, die ihm näher traten.

Das Wetter hatte sich gebessert und voll Behagen sog Lore die frische, würzige Luft ein, als sie an Ewalds Seite durch den Park schritt. Der junge Mann erzählte von seinem Leben in der großen Garnison, die er vor kurzem verlassen, um den Dienst bei dem in Berchingen liegenden Ulanen-Regiment anzutreten. Lore als Tochter eines Offiziers lauschte mit Verständnis seinen Schilderungen.

Plaudernd schritten sie achtlos ihres Weges dahin. So kam es, daß sie den Grafen nicht bemerkten, der, halbversteckt auf einem Hügel, in einer Tannengruppe stand. Ohne sich zu rühren, blickte er dem jugendlichen Paare nach. Längst schon waren sie seinen Blicken entschwunden, als er sich umwandte und mit müden Schritten dem Schlosse zuging.

Einmal blieb er stehen und murmelte finster: „Das Recht der Jugend ist dem Alter entzogen. Unwiderbringlich dahin! Wohl dem, der kein Wünschen mehr empfindet." Dann ging er weiter.

* * *

Das Glockenzeichen, welches zum Abendessen rief, war eben leise verklungen, als Graf Günter Wertach den Korridor betrat. Plötzlich hielt er den Schritt an, ein leichtes Beben durchlief seine hohe Gestalt. Helles, fröhliches Lachen durchschallte den Flur.

Lange, sehr lange war es her, seit hier ein solches Lachen von den hohen Wänden widerhallte. Lore war es, die, von der Jugendlust Ewalds angesteckt, ihrer Fröhlichkeit nun keinen Zwang mehr auflegte. Ein bitteres Gefühl stieg in dem Grafen Günter auf.

War es Neid? Zorn oder Ärger über eine gewisse Rücksichtslosigkeit? —

Schwer aufatmend ging er dem Paare nach, in das Eßzimmer, wo die Baronin bereits wartete. Voll herzlicher, aufrichtiger Freude begrüßte hier Ewald den Onkel, welcher sich ersichtlich Mühe gab, ein ebensolches Empfinden zu zeigen. Einer solch aufmerksamen Beobachterin, wie die Baronin war, entging das Gezwungene im Wesen des Bruders nicht. Sie drängte daher zu Tisch. Ewald bat um den Sitz neben Lore, da die Jugend doch einmal zusammengehöre, was ihm auch gewährt wurde.

Die Kosten der Unterhaltung trug der junge Mann fast ganz allein. Auch Lore schwieg, bis auf kurze Bemerkungen. Sie beobachtete im stillen Onkel und Neffen. Sie gewahrte die kurzen Blicke warmer Anteilnahme, welche Ewald unbemerkt auf dem Onkel haften ließ, und es erfüllte sie mit Freude, hieraus auf ein tiefes mitfühlendes Gemüt des jungen Offiziers schließen zu können.

Gegen Ende der Mahlzeit, als die Baronin eben ihre Freude ausgesprochen hatte, nun, infolge der nahen Garnison, den „Jungen" öfter zu sehen, begann Ewald plötzlich lebhaft: „Höre mal, bester Onkel, ich vernahm von Lore, daß sie großes Interesse am Reitsport hat, ohne selbst je zu Pferde gesessen zu haben. Es sei aber hier leider nicht angängig. Ließe es sich nicht ermöglichen, ihr Reitstunde zu erteilen? — Als Kavallerist war natürlich mein erster Gang in den Stall. Dort fand ich die alte, gute „Kassandra" vor, das ist doch ein braves Tier und wie geschaffen zum Damenpferd. Ich würde mit tausend Freuden den Posten als Reitlehrer antreten, wenn du die Erlaubnis hierzu nicht vorenthältst." (Fortsetzung folgt.)

Kriegsbilder.

Still liegt die sonnendurchglänzte Landschaft. Ein Ochsengespann zieht langsam, aber stetig sein leichtes Fuhrwerk dahin. Am Feldrande eine Schar Krähen auf Nahrungssuche.

Plötzlich werden die Tiere unruhig. Mit heiserem Schrei streichen die ersten ab, die andern folgen. Am Rande des Feldgehölzes halten drei Reiter. Sie halten still, beinahe leblos; die feldgrauen Uniformen heben sich kaum von den Baumstämmen ab. Emsig sucht der Führer die Gegend mit seinem Fernrohre ab. Nichts zu sehen.

Langsam traben die Reiter vorwärts. Die Pickelhaube kennzeichnet sie als Dragoner, den Franzosen werden sie ihrer Lanzen wegen nur als Ulanen erscheinen. Jener Hügel verspricht einen weitern Ausblick. Der Ochsenbauer lenkt sein Gespann ruhig weiter. Er hat schon mehrfach Ulanen gesehen. Sie tun ihm nichts. Nur still weiter arbeiten!

Unterdessen hat die Reiterschar den Hügel erreicht.

Wieder wird die Gegend abgesucht. Nichts zu sehen. Aber halt! Ganz weit dort unten, wo sich die Straße wie ein dünnes Band dahinschlängelt, steigen Staubwolken auf. Durch das scharfe Glas kann der Führer deutlich lange Infanteriekolonnen unterscheiden. Die dunklen Punkte rechts und links sind Reiter. Der Feind ist in der Nähe. Ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0007

Kronprinz Rupprecht von Bayern
führt als Generaloberst eine unserer Armeen.

fernes Brausen macht die Reiter auf einen Flieger aufmerksam. Ist er ein feindlicher, so darf er sie nicht sehen. Rasch ziehen die Reiter ihre Pferde in das schützende Gestrüpp. Der Flieger zieht beinahe senkrecht darüber hinweg. Er hat nichts gesehen. Kaum ist er verschwunden, so sitzen die Reiter in dem Sattel und im Galopp geht es zur Truppe zurück. Wenige Stunden später durchziehen unabsehbare Züge von feldgrauen Soldaten das Feld und im Westen beginnen die Kanonen schon ihre markige Sprache.

Im mörderischen Kampfe ringen Deutsche und Franzosen um eine von Bäumen umschlossene Ortschaft. Dreimal ist die deutsche Infanterie vorgegangen, dreimal mußte sie vor der Übermacht zurückweichen. Keuchend, mit verzerrten Gesichtern, liegen die Soldaten in ihrer Deckung. Hinter einem Baumstumpf ein alter Oberst, der vor Wut mit den Zähnen knirscht. So viel Blut und immer wieder zurück! Und selbst hier kann der Widerstand nur noch kurz sein. Brechen die Franzosen vor, so wird er mit seinen Truppen einfach über den Haufen gerannt. Und wahrhaftig, sie kommen. Plötzlich fährt der Oberst wie getroffen herum. Ein dumpfer Knall! Und nun noch einer. Gott sei Dank. Das ist schwere Artillerie. Und jetzt Schlag auf Schlag. Auch von der Seite dröhnt es herüber. Links geht in weiten Sprüngen eine

Kapitän zur See Meyer-Waldeck,
der unerschrockene Gouverneur von Kiautschau.

deutsche Schützenlinie vor. Weichen die Franzosen? Nein, sie holen zu einem mächtigen Stoße an. Doch was ist das? Ein andauerndes scharfes Knacken! Die vorschnellenden Franzosenmassen stocken, fallen. Das Feld bedeckt sich mit Haufen von Franzosenleichen. Kanonen und Maschinengewehre halten ihre furchtbare Ernte. Zum vierten Male geht die Infanterie auf, und jetzt kann nichts mehr halten. Der Feind eilt in regelloser Flucht davon.

Ein Leutnant schreibt: „Gestern erhielt ich bei . . . meine Feuertaufe, die Feierlichkeit aber war so groß, daß ich für zwei bis drei Wochen genug habe. So lange hat mir der Stabsarzt Ruhe zur Heilung eines durchschossenen Unterschenkels und eines Säbelhiebes aufgebrummt. Aber es war schön. Mit meinem Zuge, dessen Flügelmann ich mit der Helmspitze bis zur Schulter reiche, sollte ich eine Mühle stürmen. Es ging schon auf Abend, und das helle Aufblitzen des Pulvers zeigte deutlich die feindlichen Linien. Schon wollten wir auf die Mühle, die noch dunkel war, losstürmen, als mein Unteroffizier, ein Försterssohn, auf einen dunklen Streifen zeigte. Durch die Schlucht geht's besser. Also schnell her-

Ein polnischer Jungschütze auf Vorposten.
Von den polnischen Bewohnern haben sich Tausende zu der sogen. polnischen Legion gemeldet. Sie wurden von der österreichischen Kriegsverwaltung ausgerüstet.

unter! Und wirklich, wir kommen auf 100 Meter heran, ohne beschossen zu werden. Nun aber ging es los. Ein höllisches Feuerwerk blitzte uns entgegen. An Feuern war kaum noch zu denken. In weniger als einer Minute hatten meine langen Kerls Mauer und Tor erreicht und Bajonett und Kolben machten rasche Arbeit. Ich selbst bekam beim Abspringen von einer Mauer einen Säbelhieb, den ich aber kaum spürte. Nur weiter! Die Mühle war erstürmt. Doch bekommen wir jetzt Feuer von der linken Seite. Ich lasse ausschwärmen und ein lebhaftes Schützenfeuer unterhalten. Der Feind scheint zwischen zwei Feuer geraten und abzuziehen. Gerade öffne ich den Mund, um weiter vorgehen zu lassen, da erhalte ich einen furchtbaren Schlag ins Bein. Eine verspätete Kugel hat meinen Unterschenkel durchschlagen. Sapperlot, daß man davon schlapp werden kann. Gleich darauf schlage ich die Augen wieder auf und sehe, daß ich von meinem Flügelmann zum Verbandplatz geschleppt werde. Und das ganz einfach auf dem Rücken. Und nun drei Wochen."

Am Rande einer Landstraße liegen drei Jäger. Vor-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0008

posten! Kein Glied rührt sich, aber sechs helle Augen sind auf den Rand eines etwa 800 Meter entfernten Wäldchens gerichtet, wo ein paar ungewöhnliche Bewegungen der Zweige die Aufmerksamkeit erregt hatten.

Jetzt öffnen sich die Zweige. Ein französischer Offizier tritt heraus. Er sieht nichts Verdächtiges und winkt zurück, worauf fünf Reiter, Kürassiere mit ihren Pferden, erscheinen.

Gemächlich trotten sie jetzt am Rande des Wäldchens entlang, dann über freies Feld, einem Hügelkamme zu. Sie ahnen nicht, daß drei Feuerrohre jeder ihrer Bewegungen folgen.

Der Kamm ist erreicht. Schnell springt der Offizier ab und beginnt rasch zu notieren. Er hat jedenfalls deutsche Stellungen entdeckt. Armer Junge, das kostet dein Leben. Schon hat der Offizier seine Meldung einem Reiter gegeben, schon hat dieser sein Pferd gewendet — ein scharfer Knall, der Reiter stürzt. Wild fahren die Reiter und Pferde in die Höhe. Von dem Straßenrande steigen kleine Rauchwölkchen auf, der letzte französische Reiter fällt, ehe er fünfzig Meter von seinen Kameraden entfernt ist. Noch ein paar Zuckungen, dann ist alles still. Auch im Straßengraben ist es still. Nur schauen wieder sechs helle Augen in den sinkenden Abend hinein, drei Finger liegen am Abzug und drei todbringende Rohre dröhnen ins Feld herüber. — —

Kriegsgefangene feindliche Offiziere,
die in eine deutsche Festung gebracht werden. Vorn Schotten und Engländer, hinter ihnen Belgier, zum Schluß Franzosen.

Wie ich meinen ersten Flug über dem Feinde machte, wollt ihr wissen? Ja, das war ganz einfach. Ich hatte mich freiwillig gemeldet und war dem . . . zugeteilt worden. In zwei Tagen kannte ich mein neues Flugzeug durch und durch und sagte das auch dem Fliegeroffizier, den ich führen sollte. Vierundzwanzig Stunden später wurde ich morgens ziemlich unsanft geweckt. „Sie sollen sofort zum General kommen.“ Ich eilte so rasch hin, daß ich beinahe stolperte, was mir einen so mißbilligenden Blick und die Mahnung einbrachte: „Nur ruhig, Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit. Machen Sie Ihre Maschine zu einem Fluge nach . . . bereit.“

Das war ein wichtiger Auftrag, und während ich meine Maschine fertig machte, mußte ich mir selbst mehrere Male „Nur ruhig“ zurufen. Noch 5 Minuten vor 4 Uhr. Mein Offizier stand schon bereit und rauchte seelenvergnügt eine Zigarette! Eine Minute vor 4 Uhr stieg er ein. „Na, los!“ Federnd schnellte meine Maschine vorwärts, jetzt verlor sie den Boden und stieg schnell und elegant in ihr Element. Jetzt kam die früher gesuchte Ruhe selbst. In schnellster Fahrt ging es auf Südwest zu. Höhe 600 Meter. Aussicht nach unten keine. Nach halbstündiger Fahrt wurde es lichter, nach einer Stunde konnte man die Umgebung deutlich unterscheiden. Mein Begleiter deutete auf eine dunkle Masse, auf ein scheinbar stillstehendes graues Band. Marschierende Infanterie. Wir stiegen höher. Tausend Meter! Kreisen! Jetzt sind wir bemerkt. Die ganze Gesellschaft beginnt zu schießen! Schneller kreisen! Ein paar Gewehrkugeln schlagen durch die Flügel. Größere Geschosse sind lange geplatzt, ehe sie uns erreichen. Wenden und zurück!

Bald sind die schießenden Truppen verstummt. Schnellste Fahrt. Eine Stunde und zehn Minuten. Wir landen. Kurzer Bericht. Der General legt dankend die Hand an die Mütze. Dann kurzer Hornruf. In einer halben Stunde sind die Truppen im Marsch, am Abend ist der Feind schon zurückgeschlagen. — — — — — — — — — — —

Deutschlands jüngster Held.

In der heutigen großen Zeit, welche die Begeisterung von 1813 und 1870 zu vereinen scheint, erregt fast nichts mehr Erstaunen. Die größten Opfer, seien sie von der Allgemeinheit oder vom einzelnen Mann gebracht, gelten als selbstverständlich. Und gerade das ist es, was unser Land dem Ansturm seiner Feinde widerstehen heißt, was uns den Sieg gewährleistet.

Und jung und alt ist dasselbe. Ein besonders jugendlicher Kriegsfreiwilliger aber kämpft mit unseren Soldaten in Belgien und hat uns schon gute Dienste geleistet.

Es ist der in Chenée geborene, von Stolberger Eltern stammende 13jährige Josef Philipps, der sich der 53er Infanterie freiwillig anschloß und unseren deutschen Truppen als kundiger Führer sämtliche passierbaren Wege zeigte, was für unsere braven Soldaten von großem Vorteil war. Der wackere Junge, auf den das Vaterland stolz sein kann, befindet sich als Dolmetsch bei einigen Offizieren. Im Auto durchstreift er

Eine Trainkolonne auf dem Marsche.
Unser Bild zeigt eine Abteilung Train mit Material zum Brückenbau auf dem Wege nach dem westlichen Kriegsschauplatz.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0009

mit unseren braven Kriegern Belgien. Auf einer Feldpostkarte gibt er seine Adresse an mit Musketier Josef Philipps, 7. Armeekorps, 14. Division, 2. Kompagnie, Regiment Nr. 53. Über seine Taten gibt folgender Bericht Auskunft:

Am ersten Tage, als die 53er in Chenée (Belgien) am Bahnhofe in Quartier einrückten, ging der kleine Held nach dort, um auch, wie die übrigen Kinder, die deutschen Soldaten zu besichtigen. Als die deutschen Soldaten fragten, ob einer geneigt wäre, ihnen einige Kommissionen zu machen, sprang der kleine Josef vor und erklärte, daß er noch mehr für die Deutschen tun würde, wie dies, in seinem Herzen rolle auch deutsches Blut, denn er stamme aus dem Rheinlande, und zwar aus Stolberg bei Aachen. Nun hat der kleine Krieger ohne Wissen seines Vaters zwei Nächte mit den Deutschen im Interesse unseres Vaterlandes Pläne geschmiedet und als ortskundiger Bewohner eines Teiles des Königreiches Belgien die Auskünfte über Lage der einzelnen Festungen und Wege erteilt. Dann kehrte er wieder in die elterliche Wohnung zurück, aber als der Vater ihm Vorstellungen machte, nicht mehr das Haus zu verlassen, da fand der Held in seinem deutschen Tatendrang keinen besseren Ausweg, als durch das Fenster der elterlichen Wohnung in der ersten Etage zu springen, um dann sofort zum Fort Chaudfontaine sich zu begeben, dort bat er die Belgier um ein Nachtquartier, was er dann zu seinen Beobachtungen benutzte. Als der Morgen graute, verduftete der Kleine, lief zu den Deutschen und erzählte, was er gesehen. Dann hat der Kleine, wenn auch auf belgischen Socken, so doch auf deutschen Füßen, sich in den Wald gewagt, der von den Belgiern besetzt und dessen Betreten verboten war. Als er dort die Stellung der Belgier wahrgenommen, begab er sich zu den Deutschen und berichtete alles, was er gesehen.

Josef Philipps, der Held des Tages, ist geboren am 2. April 1902, also 12 Jahre alt; demnach der jüngste Krieger 1914. Drei Onkels des Helden stehen im jetzigen Feldzuge, einer als Feldwebel, einer als Unteroffizier und einer als Kürassier. Der Feldwebel ist Pate des Helden, also deutsches Blut.

Mücke Hochhinaus.

In einem der Urwälder Afrikas lebte einmal eine Mücke, die wollte hoch hinaus. „So ein Mückenleben ist doch rein gar nichts", sagte sie sich, — „wenn ich doch ein schöner bunter Schmetterling wäre, der wie eine geflügelte Blume in der Luft gaukelt! Nun, ich habe zwar von einem Zauberer gehört, der die Stimmen aller Tiere versteht und gerne auf ihre Bitten eingeht, doch bisher habe ich ihn noch nicht finden können."

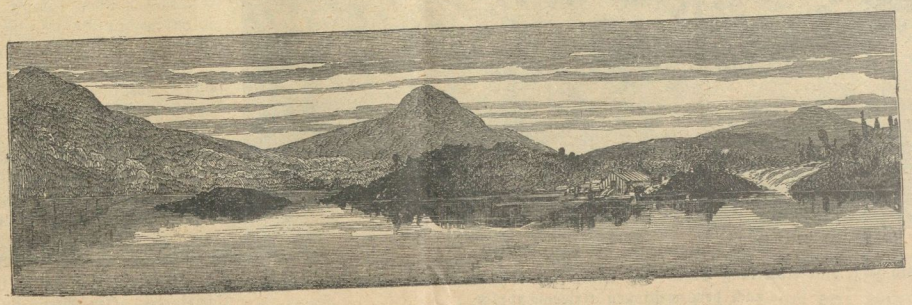
Eines Tages aber fand ihn die Mücke doch, und sie flog zu ihm hin und bat: „Lieber Zauberer, verwandle mich doch in einen Schmetterling!" „Meinetwegen", sagte der Mann, „so fliege als bunter Falter davon!" Und sofort wuchsen der Mücke ein langer Leib und zwei große farbenglänzende Flügel. Aber auch ein Schmetterling bekommt es einmal satt, fortwährend in der Luft herumzutanzen. Ein Vogel ist doch noch was anderes, dachte der Falter; wie rasch fliegt er von Baum zu Baum, und welch langes Leben ist ihm beschieden! Ich werde mich in einen Papagei verzaubern lassen, der alle Farben meiner Flügel auf den Schwingen trägt und überall Aufsehen erregt. Und so flatterte der Schmetterling zu der Hütte des Zauberers, gaukelte ums Fenster und surrte hinein: „Zauberer mein! Zauberer mein! laß einen Papagei mich sein!" — „Na, so sei ein Krummschnabel!" rief der Mann hinaus. — Alsobald blähte sich der Leib des Schmetterlings auf, aus jeder Schuppe wurde eine Feder, aus dem gerollten Saugrüssel ein Krummschnabel. Und lustig flog ein schöner Papagei davon.

Auf einem schaukelnden Palmwedel ließ sich der Vogel nieder, glättete eitel mit dem Schnabel das leuchtende Gefieder und kreischte, daß allerhand Tiere zu ihm aufsahen. Auch ein Affe erblickte ihn. „He, Freund!" rief dieser dem Vogel zu, „ihr scheint zu glauben, die ganze Landschaft gehöre euch! Wir sind aber auch noch da." Der Papagei hielt verdutzt inne und sah dem Affen nach, der possierlich auf dem Boden herumhüpfte und dann gelenkig an niederhängenden Schlinggewächsen zu der Krone eines Affenbrotbaumes hinaufkletterte, in deren buschigem Grün er verschwand. — Potztausend! dachte da der Vogel, wäre ich doch lieber so ein flinker Affe geworden, der so kluge Augen hat und es zu so vielerlei Künsten bringt! — Schon tags darauf erschien Meister Krummschnabel bei dem Zaubergewaltigen und bat um die Erlaubnis, ein Affe sein zu dürfen. Der Zauberer lachte, und weil er begierig war, was da noch werden sollte, meinte er gutmütig: „Affe unter den Vögeln, so werde ein leibhaftiger Affe!" Und ehe sich's das Tier versah, war es in einen kleinen niedlichen Affen verwandelt.

Der Affe hüpfte davon, schnitt allerhand Grimassen und turnte bald darauf in den Lianen und Zweigen der Bäume.

Doch was war das? Ein mächtiges Gebrüll durchhallte den Urwald. Und sieh da, die Äste taten sich auseinander und ein riesenhafter Elefant brach zwischen den Stämmen hindurch, daß der Boden erbebte. Der Affe war wie versteinert und dachte: Ja, das laß ich mir gefallen! welch wuchtige Kraft ist doch dem Elefanten eigen! Sogleich hüpfe ich zu des Zauberers Klause und bitte ihn inständig, aus mir Affen doch einen Elefanten mit zwei mächtigen Stoßzähnen und einem langen Rüssel zu machen. Gedacht — getan. Schon nach einer halben Stunde saß der Affe vor der Hütte des Zauberers, schnitt durch's Fenster gar komische Grimassen und trug dem Zaubergewaltigen sein Begehren vor. Über dieses Begehren geriet der Zauberer in sehr üble Laune. „Man sieht doch gleich, daß du ein dreister Affe bist!" rief er zornig. „Meinst du, ich gehöre zu denen, die aus einer Mücke einen Elefanten machen? Werde, was du warst!"

Und so wurde der Affe wieder zur Mücke. Traurig flog sie weg. Im Nu war sie im Schnabel eines hungrigen Vogels. Aus war's mit all ihren Wünschen.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0010

Laß sie kritteln, laß sie lachen,
Schließt mit Gleichmut Ohr und Mund;
Wer es allen recht will machen,
Geht am Ende selbst zu Grund.

Fürs Haus.

Das Feuer hebt vom Funken an,
Vom Funken brennt ein Haus:
Drum' wo ein Funke schaden kann,
Lösch' ihn bei Zeiten aus.

Mißmut.

(Als ich bei Sandau lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen mußte.)

Vaterland, du riefst den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig hassend deine Dränger,
Hier nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reihn,
Tauchte in der Trennung Schmerzen, —
Und war dein.

Tränend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit gesandt;
Auf des Lieds melod'scher Brücke
Stieg der Geist zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach! er schwärmte nur vergebens!
Denn der Stunden rohe Hast
Warf ihn in den Lärm des Lebens
Sturmgefaßt.

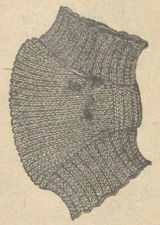
Doch was soll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenrot? —
Gib die friedlichen Gesänge,
Oder gib des Krieges Strenge:
Gib mir Lieder, oder Tod!
Laß mir der Begeistrung Thränen,
Laß mir meine Liebesnacht,
Oder wirf mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Zimbeln schmettern drein.
Deutschland wirft um seine Kronen:
Und hier soll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben,
Aber schnell!

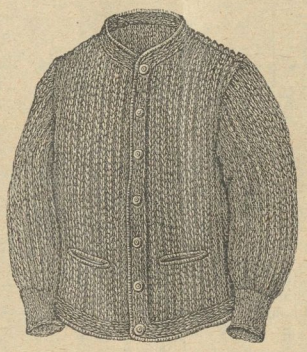
Th. Körner.

Handarbeiten für unsere Krieger im Felde.

Der Kniewärmer. (Hierzu Abbildung.) Dieser ist mit Zephirwolle in beliebiger Farbe, grau, braun oder grünlich, zu stricken. Für den mittleren, querlaufend gestrickten Teil beginnt man mit einem Anschlag von 16 Maschen und arbeitet auf diesen bis zur 16. Tour abwechselnd 2 Touren rechts, 2 Touren links. Die folgenden 100 Touren ganz rechts. Mit der 17. Tour beginnt das an beiden Seiten gleichmäßige Zunehmen, für welches man in jeder 2. Tour aus der vorletzten Tour ein senkrechtes Maschenglied aufnimmt. In der 38. dieser ganz rechts gestrickten Touren hat der Teil 54 Maschen Breite erhalten, auf denen 24 Touren ohne Zu- und Abnehmen an jeder Seite der zweitfolgenden Touren auszuführen sind. Dann folgen 16 Touren wie am Anfang des Teiles, der zusammengestrickt wird. An den Randseiten hat man je 74 Maschen auf Nadeln zu nehmen und in der Runde auf denselben noch je 32 Touren abwechselnd 2 rechts, 2 links zu stricken.



Gestrickte Unterweste. (Hierzu Abbildung.) Rücken- und Vorderteile der aus brauner Strickwolle mit sehr starken Stricknadeln gestrickten Jacke werden in einzelnen Teilen gestrickt, dann zusammengenäht und mit Wollenlitze eingefaßt. Man beginnt vom unteren Rande eines Vorderteils aus auf einem Anschlag von 40 Maschen und arbeitet in Patentstickerei in hin- und zurückgehender Tour; 1. Tour: 1 Masche abgehoben, dann stets abwechselnd umgeschlagen, die nächste Masche so abgehoben, als wolle man sie links stricken, 1 rechts, zuletzt noch 1 rechts. 2. Tour: Abgehoben, dann stets abwechselnd umgeschlagen, abgehoben, wie in der 1. Tour, die nächste Masche mit Umschlag rechts abgestrickt, zuletzt 1 rechts. Wie die 2. Tour werden noch 271 Touren gestrickt, jedoch hat man in der 50. Tour für den Taschenschlitz die mittleren 18 Maschen abzumaschen und in der nächsten Tour die gleiche Anzahl Maschen neu aufzuschlagen. In der 161. und 162. Tour nimmt man für das Armloch je 1 Masche, in der 233. Tour, bis zum Ende des Teiles, am Halsschnittrande in jeder drittfolgenden Tour ebenfalls 1 Masche ab; man strickt hierfür, von der betreffenden Seite aus, stets die 4. und 5. Masche geschränkt zusammen ab, an der Achselseite wird das Abnehmen mit der 5. und 4. durch Zusammenstricken von 2 rechts ausgeführt. In der 269. Tour kettet man die dem Armloch zunächst befindlichen 14 Maschen, am Schluß der 273. Tour sämtliche Maschen ab. Der zweite Vorderteil ist mit Berücksichtigung des in entgegengesetzter Richtung zu strickenden Abnehmens wie der erste zu arbeiten. Der Rückenteil ist auf einem Anschlag von 75 Maschen in gleicher Höhe bei gleichem Abnehmen für das Armloch (an beiden Seiten) zu arbeiten. Für das Abschrägen der Achsel ist in den letzten 36 Touren in jeder 2. Tour 1 Masche in gleicher Weise wie beim Halsausschnitt der Vorderteile abzunehmen. Sind die Teile verbunden, so strickt man den die Jacke begrenzenden Streifen auf einem Anschlag von 10 Maschen, in welchen für den an den linken Vorderteil anzusetzenden Streifen die Knopflöcher durch Teilen der Maschen auszuführen sind; unterzusetzende Stoffstreifen sichern die Randseiten der Vorderteile für Knöpfe und Knopflöcher. Den oberen, mit Litze eingefaßten Taschenschlitzen werden Taschenteile gegengesetzt. Die Ärmel strickt man auf einem Anschlag von 48 Maschen, und zwar die 1. bis 25. Tour: Abwechselnd 1 recht, 1 links, dann 220 Touren in Patent, dabei hat man in jeder 15. Tour bis zur 75. je am Anfang der Tour nach der 4. Masche, am Ende vor der viertletzten Masche 2 Maschen zuzunehmen, wonach sich je eine neue Rippe bildet. In der 194. und 195. sind am Beginn je 10 Maschen abzuketten, von der 198. bis 218. Tour ist in jeder derselben an beiden Seiten, wie beim Halsausschnitt der Vorderteile, 1 Masche abzunehmen. Die noch vorhandenen Maschen sind abzuketten, die Längsseiten zu verbinden und der obere Rand dem Armloch einzusetzen.



Für die Küche.

Mostrich-Sauce. In 50 Gramm zerlassener Butter läßt man 20 Gramm Mehl bräunlich schwitzen und rührt eine große geriebene Zwiebel sowie 120 Gramm Mostrich an. Danach gießt man unter stetem Rühren 0,5 Liter Bouillon oder 0,5 Liter kochendes Wasser an, welches mit 15 bis 20 Gramm Zucker, einer Prise Salz, einer Prise weißen Pfeffers, 20 Gramm Essig und dem Saft einer viertel Zitrone gewürzt ist. Das Ganze läßt man einige Male aufkochen.

Haselnüsse, auch Wallnüsse, werden in gemahlenem oder feingehacktem Zustand an Stelle von Mandeln zu gebrauchen sein. Natürlich darf keine ranzige Nuß darunter sein, wodurch das Gebäck einen häßlichen Geschmack erhält.

Hauswirtschaft.

Schlechten Kaffee auf einfache Art wesentlich zu verbessern. Man übergießt zu diesem Zwecke die schlechteren Sorten von Kaffee mit kochendem Wasser, rührt einige Male um, gießt hierauf das übelriechende Wasser ab, trocknet den Kaffee und brennt ihn wie gewöhnlich zum Gebrauch. Auf diese Weise gelang es, schlechte Sorten, die außerdem lange in feuchten Gewölben aufbewahrt wurden, so wieder herzustellen, daß der Kaffee den Charakter eines ganz guten wieder erhielt.

Alle Arten von Käse zu verbessern. Man gießt guten Wein über gereinigtes Weinsteinsalz so lange, bis die Mischung nicht mehr braust, alsdann benetzt man damit leinene Tücher, schlägt sie um die Käse und legt diese in den Keller. Nach 24 Stunden benetzt man die Tücher von neuem, kehrt die Käse um, und fährt so je nach Beschaffenheit der Käse ungefähr einen Monat fort. Ganz vertrocknete und verdorbene Käse werden dadurch verbessert und schmackhaft gemacht.

Erprobtes.

Kitt für Meerschaum. Man nehme fein pulverisierten Schellack, streue ihn auf den Bruch, halte ihn über Kohlenfeuer, daß der Schellack fließt, dann drücke man die Stücke genau wieder zusammen; dieser Kitt trocknet augenblicklich so fest, daß selbst bei nicht genauem Zusammendrücken nicht das mindeste verrückt werden kann.

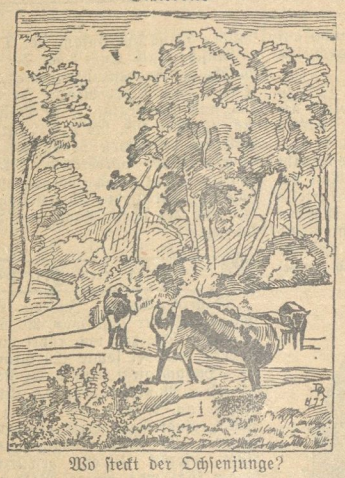
Gesundheitspflege.

Mittel gegen Husten. Eine warme Kälberlunge wird in kleine Stücke geschnitten und mit 2 Pfund Zuckerkant bestreut. Dann läßt man dieselbe acht Stunden in einem dichtverschlossenen Gefäß, das im Wasser steht, kochen. Ist dies geschehen, so wird das ganze durch ein Sieb gegossen und nimmt der Patient täglich drei bis vier Mal einen Löffel voll ein. Des Morgens auf nüchternen Magen ist die Kur am wirksamsten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexierbild.



Wo steckt der Ochsenjunge?

Die anspruchsvolle Kundin. Ich werde eine von diesen beiden Zahnbürsten nehmen . . : könnte ich sie mal acht Tage zur Probe bekommen?"

Umgekehrt. „Weißt Du, Männe, Du solltest lieber Mützen tragen, statt Hüte. Hier in der Zeitung steht, daß man vom Druck der Hüte graue Haare bekommt." — „Das kann schon stimmen, Hedwig. Aber nicht meine Hüte machen mich grau, sondern Deine!"

Die Hauptsache: „Jetzt hab' ich endlich einmal einen ausgezeichneten Hausarzt; ins Wirtshaus darf ich gehen, aber nicht ins Bureau."

Die Kompagnons. Im Gefängnissaal richtet ein alter Häftling an zwei Neuankömmlinge die Frage: „Weshalb müßt ihr denn sitzen?" — „O, wegen nichts und wieder nichts!" erwidert der eine. — „Na, das erzählt man einem andern!" — „Nun, und wenn ich sage, es ist so! Nämlich der da war Kassierer bei Meier und Söhne, und ich war Buchhalter. Eines Tages hatten wir ein Inkasso von dreizehn Mille. Und wie ein paar Wochen danach der Chef in meinen Büchern nach dem Posten suchte, da fand er nichts!" — „Ja, und da kam er dann zu mir," fügte der andere hinzu, „und sah im Geldschrank nach, und da fand er wieder nichts!"

Gegendampf. Hauswirt: „Ehe wir den Mietvertrag abschließen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß in der Wohnung über Ihnen sehr viel Klavier gespielt wird." — „Ach, das macht nichts: Wir haben ständig zwei Nähmaschinen in Gang, und zwischendurch blas' ich Posaune!"

Ausschlaggebend. Sie: „Wenn Sie durchaus darauf bestehen, will ich Ihnen auch sagen, daß zwei Gründe mich bestimmen, Sie nicht zu heiraten." — „Und die wären?" — „Erstens Sie und zweitens ein anderer Mann."

Der Psychologe. „Denk dir, ein Mann hat mir den Schirm zurückgebracht, den ich im Konzert stehen ließ." — „So. Das spricht für die Ehrlichkeit des Mannes, aber sehr gegen den Schirm."

Unter Freundinnen. „Weshalb sieht Vivian heute abend nur so bleich aus?" — „Ach, ich glaube, sie hat zu wenig Zeit zur Toilette gehabt."

Ein sauberes Haus. Das Treppenhaus wird nur sehr selten gefegt und gereinigt, trotzdem hat der Portier einen Zettel ausgehängt: „Man bittet, sich die Schuhe zu säubern." Erklärend und boshaft ergänzt ein Mieter das Plakat: „Nachdem man die Treppe herunter gekommen ist."

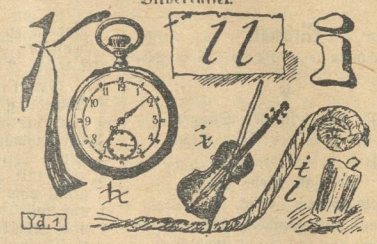
Eine großartige Idee. „Was ist denn das für eine Uhr, Jawkins? Mir scheint, sie geht nicht richtig." — „Pst! Sei still! Das ist eine sogenannte Klubmanns-Uhr, alter Freund. Der Zeiger bleibt jeden Abend um zehn Uhr stehen, aber ticken tut sie trotzdem weiter. Fein, nicht wahr?"

Die zweite Geige. Heck: „Spielen Sie irgendein Instrument?" Peck (traurig): „Ja, die zweite Geige — zu Hause."

Ein Seebär. Dame (auf dem Promenadendeck eines Ozeanriesen): Nicht wahr, Herr Kapitän, die Passagiere ermüden Sie doch allzusehr mit ihren Fragen?" Kapitän: „Ja, gnädige Frau, und was wünschen Sie noch zu wissen?"

Aus Ellis Reisebrief. — — — — einige Stationen weiter stieg ein Herr in unser Kupee. Er war aus Sten- und sehr feudal.

Bilderrätsel.



Charade.

Je entfernter dir ein Ding,
Desto mehr wird es das Erste,
Wenn dir's an dem Zweiten fehlt,
Wird dich sicher niemand schätzen.
Aber wer das Ganze hat,
Klagt und jagt, nie etwas wagt.

Gleichklang.

Auf der Jagd sah mit Vergnügen
Ich es jüngst von Hühnern fliegen.
In der Ferne zeigt den Blicken
Es sich auch von Bergesrücken.
Sah beim Weben es sich fügen,
Sah es auch bei Flaschenzügen.
Sah es manchen goldig schmücken,
Manchen aber ehern drücken.

Abstrichrätsel.

Tiegel, Steg, Genf, Scheitel, Kisten, Schweine, Mars, Auge, Verrat, Fühler, Lehrer, Wein.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, doch müssen die stehenbleibenden eine zusammenhängende Gruppe bilden. Werden diese Gruppen aneinandergereiht, so muß sich ein Sinnspruch ergeben.

Logogriph-Scherze.

(Es sind sinngemäße Wörter zu ergänzen, die sich nur in den angegebenen Buchstaben voneinander unterscheiden.)

1. Als der **u** von dem stürzenden **a** sich bedroht sah, erhielt er die **i** wieder.
2. Sie ist ein **E**, aber sie wirft zu offen die **A** aus.
3. In **o** trank ich vorzüglichen **u**.
4. Auf der Fahrt nach **r** verletzte er sich das **i**.
5. In dieser **o** ziehe ich nicht auf **a**.
6. Wie sehr die **b** doch **l**, weil sie sich müssen **m**.

Anagramm.

Sache, Ebro, Augen, Reich, Tonne, Bitte, Silen, Enkel, Rain, Streich, Amen.

Von jedem Wort soll durch Umstellung der Buchstaben ein anderes bekanntes Hauptwort gebildet werden derart, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Hauptwörter im Zusammenhang einen amerikanischen Staat bezeichnen.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Kryptogramm. Saure Wochen, frohe Feste.

Scherzrätsel. Der Tintenklex.

Charade. Handhabe.

Worträtsel. Mund, Vormund, Leumund.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 87. | Nebra, Sonnabend, 31. Oktober 1914. | 27. Jahrgang.

Rußland sucht Meuchelmörder.

Die russische Heeresleitung hat diesen Krieg, in dem sie angeblich die Welt des Germanentums von der Barbarei des Militarismus erlösen und ihr die reine, unverfälschte moskowitische Kultur bringen will, mit einer bezeichnenden Note ausgestattet: sie hat aus dem ritterlichen Waffengang, den ja ein Krieg immerhin noch darstellen soll, ein meuchelmörderisches Buschklepperwerk gemacht, indem sie auf einen österreichischen Truppenführer, den man ihr tot oder lebendig bringt, den Preis von 80 000 Rubel setzt. Das Zarentum sucht Meuchelmörder.

Wenn noch hier und da ein leiser Zweifel bestand, daß Rußland mit seiner ganzen Macht, daß das europäische heilige Zarenreich mit seinem ganzen Einfluß hinter der serbischen Regierung stand, als diese die Meuchelmörder von Serajewo gewann, so liefert dieser Aufruf der russischen Heeresleitung den unumstößlichen Beweis. Als in den letzten Julitagen Österreichs Note in Belgrad überreicht wurde, konnte jedermann zwischen den Zeilen lesen, daß man in Wien Beweise für die Mitschuld der serbischen Regierung in Händen habe; jetzt gibt Rußland vor aller Welt zu, daß ihm der Meuchelmord für die Zwecke der Politik und des Machtumfanges durchaus nichts Fremdes und Ungewöhnliches ist.

80 000 Rubel! Ein armer Schächer, dem das Blinken des Silbers den Sinn verwirrt, soll hingehen und hinterlistig einen österreichischen Heerführer gefangennehmen, und da das nicht so einfach ist, soll er ihn ermorden. Mit dem Handbuch ermörgen, ihm hinterrücks eine Kugel in den Kopf schießen, oder ihm pulverisiertes Glas in den Morgenkaffee schütten. Das sind wohl so die gebräuchlichen Mittelchen gewesen, mit denen man bisher am Zarenhofe zu „arbeiten" pflegte, wenn es galt, einen Widersacher aus dem Wege zu räumen. Bisher aber übte man die schaudervolle Kunst nur in Petersburg oder in Schlüsselburg. Jetzt aber soll sie auch in Österreich wirksam werden.

Von den französischen Millionen nimmt man 80 000 Rubel, um einen Meuchelmörder zu bezahlen. Echt russisch. Man fühlt, daß das Genie eines Danck, Auffenberg und vieler anderer mehr wert ist als die blöden stumpfen Massen, die man aus Sibirien, Kaukasien und Turkestan gegen sie heranführen kann. Man fühlt, daß man sie mit der Waffe in der Hand, Mann gegen Mann nicht überwinden kann; also müssen sie aus dem Wege geräumt werden. Der Meuchelmord soll an die Stelle des ehrlichen Kampfes treten, und der Henkersknecht, der die Hand im Dunkel gegen den Feldherrn erhebt, soll mit 80 000 Rubel in Silber abgefunden werden.

Man kann in diesem Kriege über Maßnahmen unserer Feinde kaum noch erstaunen. Im napoleonischen Frankreich hat man einst, als Kaiser Paul von Rußland mit der Leibbinde eines Offiziers erdrosselt wurde, rund heraus erklärt, daß mit einem Lande, in dem der Meuchelmord selbst um den Thron üblich sei, keine Gemeinschaft möglich sei, und heute reibt man die Hände, daß Väterchen den letzten Rest europäischen Gewissens abgestreift und sich auf die Sitten der Urväter besonnen hat: das Mongolentum jagt vernichtend über Europas Gefilde, und England und Frankreich klatschen Beifall.

Ja, sie sind einander würdig, die Bundesgenossen! Frankreich, dessen geistsoller ehemaliger Ministerpräsident Clemenceau sich gegen die Schonung der gefangenen Verwundeten erklärt, Herr Asquith, Englands Ministerpräsident, der den Krieg gegen wehrlose Deutsche in England führt und Großfürst Nikola, der einen Preis von 80 000 Rubel auf den Kopf seines Gegners setzt. Und diese von dem Dunst des durch ihre Schuld vergossenen Blutes verrohten Dreiverbandsgenossen träumen davon, zwei Länder mit 120 Millionen Menschen, deren Geister und Seelen im Siegeswillen harmonisch zusammenklingen, wirtschaftlich und militärisch zu zerschmettern. Sie vergessen, daß der Geist, der in diesen 120 Millionen lebt, sich nicht meucheln läßt und daß einem Ermordeten, der den 80 000 Rubeln zum Opfer fällt, tausend Rächer erstehen.

M. A. D.

* * *

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die Tätigkeit des Kreuzers „Emden".

Das Gerücht, daß der Kreuzer „Emden" einen großen japanischen Handelsdampfer versenkt habe, bestätigt sich. Die Gesellschaft, der der Dampfer gehört, hat alle Fahrten im Indischen Ozean eingestellt.

— Kaiser Wilhelm verfügte die Freilassung von vielen jüdischen Gefangenen und ihre Entsendung in ihre russische von den Deutschen besetzte Heimat.

— Nach italienischen Blättern sind von den 1000 Italienern, die sich in Frankreich in die italienische Legion einreihen ließen, aus der Feuerlinie nur acht zurückgekehrt.

*

Portugiesische Minister gegen den Krieg.

Nach Meldungen aus Madrid hat sowohl der Kriegsminister, wie der Minister des Innern dem Präsidenten der portugiesischen Republik die Entlassung angeboten, falls dieser darauf bestehe, daß Portugal im Gefolge Englands sich am Kriege beteilige.

— Aus London wird berichtet, daß die Chinesen England zu verlassen beginnen. Ein amerikanischer Dampfer, der vorige Woche von Liverpool abging, hatte als Passagiere 280 wehrpflichtige Chinesen an Bord, die in ihre Heimat befördert werden sollen.

Wandlung in Amerika.

In den ersten Kriegswochen haben wir es nicht immer leicht gehabt, um im Auslande die Ohren unserer Feinde richtig zu stellen. Jetzt aber kommt die Wahrheit allüberall siegreich zum Durchbruch. Vor allem auch in Amerika, wo die Stimmung, die recht deutschfeindlich war, sich jetzt langsam gewandelt hat. Dazu hat der frühere amerikanische Arbeitsminister Charles Nagel, der bei seiner Heimkehr bedeutsame Mitteilungen gemacht hat, wesentlich beigetragen. Er hatte, wie die „Nordd. Allgem. Ztg." berichtet, Paris am 26. Juli verlassen und war über Kristiania nach München gereist, das er am 31. Juli erreichte. Nachdem sich die Aufregung, die der Kriegserklärung folgte, gelegt hatte, brachte er seine Familie nach der Schweiz und kehrte dann nach Deutschland zurück. Nach einer Weile holte er seine Familie wieder und unternahm eine Autotour durch das Deutsche Reich.

„Das Gerücht, Deutschland befinde sich in finanziellen Nöten, ist Unsinn," erklärt jetzt Herr Nagel fort. „Die Lüge verkehren fahrplanmäßig die Läden, Restaurants und Theater sind offen, die Straßen werden so sauber gehalten wie die unseren. Aber das alles sind ja Äußerlichkeiten. Wovon ich reden will, ist etwas ganz anderes. Schimpf und Schande über diejenige amerikanische Presse, die gegen ihr besseres Wissen Deutschland verleumdet hat. Deutschland wollte keinen Krieg; aber gnade Gott denen, die ihn gewollt haben: Deutschland wird mit ihnen fertig.

Ich habe niemals etwas Großartigeres gesehen wie die deutsche Mobilmachung," fuhr Herr Nagel fort. „Sie haben hier hüben keine Idee davon, was das deutsche Volk fühlt. Jawohl, das deutsche Volk, wie Sie doch hier nicht von Militarismus oder Autokratie, gehen Sie nach drüben und sehen Sie sich das deutsche Volk an; ich wünschte, wir hätten eine derartige Demokratie hier. Es ist nicht zu schildern! Die Worte fehlen, die Begeisterung zu beschreiben, die im deutschen Volk herrscht, und seit den fünf Monaten, die meine Familie und ich in Deutschland gewesen sind, kann ich mal richtig wieder sagen, daß ich mich stolz meiner deutschen Abkunft erinnert habe. Drucken Sie hier, was Sie wollen, zuguterletzt kommt die Wahrheit doch an den Tag, und die ist, daß Deutschland bis jetzt sich nicht darauf verlassen hat, Lügen zu erzählen.

Nein, ich beantworte Ihre Frage nicht! Gott sei es geklagt, daß Sie, ein Amerikaner, an mich, ebenfalls Amerikaner, die Frage richten können, ob nicht deutsche Soldaten Grausamkeiten begangen hätten! Wenn Sie wüßten, wie ich es weiß, welche Disziplin in der deutschen Armee herrscht, wenn Sie drüben gewesen wären, wie ich es mit Frau und Kindern war, und hätten die Ordnung im öffentlichen Verkehr und überall gesehen, würden Sie nicht fragen.

Ich weise es als eine Schmach zurück, daß deutschen Soldaten Grausamkeiten, die nicht mit dem Kriege zusammenhängen, nachgesagt werden, und ich habe sechs Wochen meiner Zeit dafür geopfert, angeblichen Schandtaten der Deutschen nachzuspüren."

Und ein anderer einwandfreier Zeuge, der ehemalige Generalkonsul in Paris Elwood Westen, erklärte einem Zeitungsmenschen: „Fragen Sie mich nicht um mein Urteil, wer schuld an diesem schrecklichen Morden hat. Nein, nein, wenn Sie es wissen wollen, Deutschland ist es nicht, Deutschland hat alles getan, um dieses noch nie dagewesene Blutvergießen zu vermeiden, und die englandfreundliche Presse Amerikas sollte sich schämen, das Gegenteil zu verbreiten. Sie haben ja hier auch gar keine Ahnung davon, wie es in Deutschland aussieht. Denken Sie sich, ein Achtel an Größenfläche der Ver. Staaten und etwa die Hälfte der Bevölkerungszahl, und nun hören Sie und schreiben Sie es richtig: 2 500 000 Freiwillige, die nicht angenommen werden, weil vorläufig für sie kein Platz vorhanden ist! Macht's nach, aber von jetzt an singe ich mit, wenn es heißt: Deutschland, Deutschland über alles."

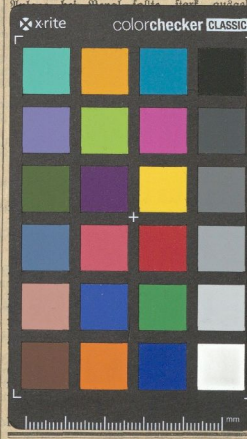
Unfertige Festungen.

(Vom russischen Schlendrian.)

Außer den russischen Festungen, die jetzt den deutschen Ansturm aushalten sollen, gibt es noch eine Reihe russischer Festungswerke gegen Deutschland, die nicht fertig wurden. Der Krieg kam und verhinderte die Arbeiten. Im November 1913 fuhr der russische Ministerpräsident Kokowzew nach Paris, um die Verhandlungen Frankreichs mit Rußland wegen der Verstärkung der „strategischen Positionen" an der russischen Westgrenze zum Abschluß zu bringen. Es handelte sich um die bekannten Verhandlungen, die von dem französischen Generalstabschef Joffre geführt wurden. Es sollten auf den Wunsch Frankreichs die strategischen Positionen Rußlands an der Westgrenze einen beträchtlichen Ausbau erfahren, damit Rußland im Falle eines Krieges Deutschlands mit Frankreich ein kräftiger Bundesgenosse Frankreichs werde.

Die Abmachungen Joffres mit der russischen Regierung, die durch Kokowzew den Abschluß erhielten, betrafen nun nicht nur die strategischen Bahnen, sondern auch den Ausbau der Festungen und Forts. In erster Reihe kam ein Ausbau der Festung Warschau im modernen Sinne in Betracht. In zweiter Linie sollten die Forts um Wilna und Wittobsk, sowie die in Betracht kommenden Garnisonen verstärkt und ausgebaut werden. Ferner ist Rußland seit einiger Zeit eifrig am Werk, an der Ostsee umfangreiche und starke Befestigungen anzulegen. Von Reval bis hinauf zu den südwestlich von Helsingfors liegenden Klippen sollten am Finnischen Meerbusen große Küstenbefestigungsanlagen mit sehr starker Bewaffnung errichtet werden. Der Zweck dieser Anlagen ist naturgemäß die Sperrung der Einfahrt nach Kronstadt und St. Petersburg. Im Süden sollten die Befestigungen etwa eine halbe Meile östlich von Reval beginnen und im Norden bei den Klippen im Südwesten von Helsingfors oder beim alten Sveaborg endigen.

Im wesentlichen handelt es sich um zwei große Befestigungen, die eine im Süden, die andere im Norden. Besonders die südliche [illegible]



Politische Rundschau.

Deutschland.

* Im Reichstagswahlkreise Heidelberg-Moosbach-Eberbach wurde an Stelle des Reichstagsabgeordneten Beck, der eine Wiederwahl abgelehnt hatte, der nationalliberale Landgerichtsdirektor Dr. Obkircher aus Karlsruhe in den Reichstag gewählt. Gegenkandidaten waren nicht aufgestellt worden.

Österreich-Ungarn.

* Das Budapester „Pester Blatt" veröffentlicht ein königliches Handschreiben an den Ministerpräsidenten Grafen Tisza, durch das die Regierung beauftragt wird, der durch die nunmehr abgeschlagenen feindlichen Anläufe verursachten Schädigung der Bewohnerschaft von Nordostungarn und Slawonien ihre besondere Sorgfalt zuzuwenden und Maßregeln zu treffen, damit die Bevölkerschaft in den Stand gesetzt werde, ihre wirtschaftliche Tätigkeit wieder aufzunehmen und den erlittenen Schaden wettzumachen.

Frankreich.

* Einer der Kriegsberichterstatter der Londoner „Times" meldet, daß es jetzt nur noch eine Frage der Zeit sei, bis die französische Armee in Uniformen einer neuen Farbe gekleidet sein wird. Die Wahl dieser Farbe ist nicht durch den Krieg entschieden worden, sondern war schon Monate vorher beschlossen, doch mußte erst das alte Material aufgebraucht werden. In Zukunft werden wir den französischen Soldaten in einer blaugrünen Uniform sehen, aus blauem Stoff bestehend, mit weißen und roten Fäden durchwebt. Von der neuen Uniform wird gesagt, daß sie noch unsichtbarer sei als die englische Khakiuniform.

Italien.

* Auf eine zugunsten der in Frankreich kriegsgefangenen Priester an den Papst gerichtete Bitte erfolgte aus dem Vatikan folgende Antwort des Papstes: „Ich bedaure sehr, keine Schritte unternehmen zu können, da zwischen dem Heiligen Stuhl und der französischen Republik alle Beziehungen abgebrochen sind."

Belgien.

* Auf Grund eines mit der deutschen Zivilverwaltung Belgiens hergestellten Einvernehmens wird das Handelsministerium in Wien einen Delegierten nach Brüssel und Antwerpen zu dem Zweck entsenden, die österreichischen Interessen in Belgien wahrzunehmen und insbesondere jene Waren sicherzustellen, welche für österreichische Rechnung dort lagern, sei es, daß es sich um Exportwaren oder um überseeische Rohstoffbezüge handelt.

Norwegen.

* Nach „Norgens Handels- und Sjoefartstidende" hat England die Ausfuhr norwegischen Waltiftrans aus seinen südafrikanischen Kolonien nach Norwegen verboten. Da die norwegischen Walfischstationen zu zwei Dritteln auf englischem Gebiete liegen, müsse der Erlaß alarmierend wirken.

Balkanstaaten.

* Wie aus Strumitza gemeldet wird, ist der bulgarische Abgeordnete Georgiew, ein Mitglied der demokratischen Partei in der Sobranje, unweit Strumitza von unbekannten Tätern erschossen worden. Der Präfekt von Strumitza teilt mit, daß eine neue hundert Mann starke serbische Bande im Distrikt von Radowischte erschienen sei und dort plünderte und die Bevölkerung in Schrecken setze.

Ägypten.

* Das ägyptische Blatt „Elharam" meldet, daß die Engländer einen Studenten der großen muselmanischen Universität Azhar in Kairo verhaftet hätten. Die hieran angeschlossene Untersuchung habe ergeben, daß Professoren der Universität und Scheiks der gleichnamigen Moschee einen Aufstand in Ägypten vorbereiteten. Die Engländer hätten die entsprechenden Maßnahmen getroffen. — Ein anderes ägyptisches Blatt meldet, daß die Regierung des Sudan gegen den Batim von Darfour, der sich verdächtige Umtriebe gegen die Engländer hatte zuschulden kommen lassen, ein Heer entsandt hätte.

Asien.

* Die Pforte erhielt folgende Nachrichten: Afghanistan und Beluschistan haben ihre Streitigkeiten miteinander aufgegeben und ein Bündnis abgeschlossen. In Persien wurde ein besonders angesehener mohammedanischer Priester von den Russen ermordet. Das blutige Hemd des Priesters wurde nun vom Volk auf einem Bajonett als Fahne befestigt, und mit diesem blutigen Zeichen zog eine Schar nach der Hauptstadt Afghanistans und demonstrierte vor dem Palast des Emirs, bis dieser herausträt und versprach, sich mit seinem Volk an den Russen und Engländern zu rächen.

* Wie dem russischen Blatte „Rietsch" aus Irkutsk gemeldet wird, teilte die japanische Regierung dem Präsidenten von China Juanschikai mit, daß, falls revolutionäre Wirren in Schantung ausbrächen, die japanischen Truppen sie unterdrücken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141031-11/fragment/page=0013